

Wohlbefinden und Erziehung. Spätmoderne Anforderungen an Familien, Eltern und Heranwachsende



In a u g u r a l - D i s s e r t a t i o n

zur

Erlangung des Doktorgrades
der Humanwissenschaftlichen Fakultät
der Universität zu Köln
vorgelegt von

Ronnie Oliveras

aus Köln

Köln 2019

1. Berichterstatter: Prof. Dr. Jutta Ecarius (Köln)
2. Berichterstatter: Prof. Dr. Michael Schemmann (Köln)

Diese Dissertation wurde von der Humanwissenschaftlichen Fakultät der Universität zu Köln im März 2019 angenommen.

Tag der mündlichen Prüfung: 29.03.2019

Danksagung

Im Rahmen der „Summer School: Qualitative Forschung“ hörte ich vor zwei oder drei Jahren jemanden sagen, dass die Zeit der Promotion abwechselnd mal von Krisen durchschüttelt und mal von freudigen Momenten beflügelt wird. Nun, ich habe nichts gegenteiliges zu berichten und diese Arbeit stellt das Ergebnis genau jener Erfahrungen dar. Stockendes Vorankommen, Zweifel, Mutlosigkeit und Motivation, Spaß und Interesse scheinen gerne mal Hand in Hand zu gehen, zumindest in meinem Fall.

Diese Arbeit wäre zu keinem Abschluss gekommen ohne die stete und intensive Betreuung, Inspiration, Unterstützung, Hilfe und Motivation von Prof. Dr. Jutta Ecarius, der ich zu größtem Dank verpflichtet bin. Nicht nur für ihre andauernden Bemühungen und das mir entgegengebrachte Vertrauen möchte ich mich hiermit bei ihr ganz herzlich bedanken, sondern auch für die Ermöglichung dieser für mich besonderen Erfahrungen der Promotion und der produktiven Zusammenarbeit am Lehrstuhl in den letzten Jahren. Danke!

Daneben gilt mein großer Dank Prof. Dr. Michael Schemmann, der ohne zu zögern und mit großer Bereitschaft die Arbeit als Zweitgutachter betreut hat. Auch dessen besondere Unterstützung ist von großem persönlichem Wert, angesichts des Entgegenkommens und der mir damit entgegengebrachten Anerkennung.

Ohne Zweifel wäre diese Arbeit auch ohne die Unterstützung meiner Kolleginnen und Kollegen nicht zu meistern gewesen. Nicht nur weil die Arbeit von gemeinsam im Team entwickelten und diskutierten Ideen lebt, sondern weil unsere Zusammenarbeit insgesamt von einer spaß-, freud- und vertrauensvollen Atmosphäre geprägt ist, die den Arbeitsalltag wahrlich erleichtert, habe ich mich ganz besonders bei Dr. Alena Berg, Katja Serry, Dr. Anja Schierbaum, Jan Bossek, Stefan Hößl, Marcel Eulenbach, Pamela Menzel-Becker, Michelle Barnes, Karolina Ramahi, Susanne Duddeck und Katharina Klaus zu bedanken. Ich danke euch für eure Hilfe, eure Unterstützung, eure Anmerkungen, eure immer konstruktive Kritik, für all die geführten Diskussionen und auch für die Art, wie diese geführt worden sind.

Auch bei Frau Schüller, die im Promotionsbüro der humanwissenschaftlichen Fakultät mit viel Geduld und bester Laune meine Fragen und Anliegen bearbeitet hat, möchte ich mich an dieser Stelle bedanken.

Diese Liste wäre unvollständig ohne den Dank, der Prof. Dr. Katharina Walgenbach gilt, die mich während meiner Studienzeit sowohl mit ihren Lehrinhalten, als auch in ihrer Rolle als Lehrende stark geprägt und gefördert hat. Diese Arbeit findet in diesen Studienerfahrungen ihren Anfang.

Letztlich ist es mir die größte Freude und die reinste Herzensangelegenheit, mich nach vollendeter Arbeit bei meinen Liebsten zu bedanken. Kein Wort wäre möglich gewesen, ohne euch an meiner Seite zu wissen.

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung	S. 1
2. Jugend, Familie und Erziehung unter aktuellen Bedingungen	S. 4
2.1. Jugend unter aktuellen Bedingungen	S. 4
2.2. Familie unter aktuellen Bedingungen	S. 7
2.3. Erziehung unter aktuellen Bedingungen	S. 11
3. Gegenwartsdiagnosen	S. 12
3.1. Das unternehmerische Selbst	S. 14
3.2. Das reflexive Selbst	S. 16
3.3. Zusammenfassung	S. 24
4. Gute Kindheit, gute Eltern und gute Erziehung	S. 25
4.1. Perspektiven der Kindheits- und Jugendforschung	S. 26
4.2. Exkurs: Wohlbefinden	S. 30
4.2.1. Wohlbefinden: Zwischen objektiven Bedingungen und subjektiven Beurteilungen	S. 33
4.2.2. Kindliches Wohlbefinden: Empirische Studien	S. 38
4.2.3. Zusammenfassung und Diskussion	S. 44
4.3. Gute Kindheit	S. 47
4.4. Gute Eltern	S. 55
4.5. Gute Erziehung	S. 63
5. Das erschöpfte Selbst	S. 78
6. Wohlbefinden-Verunsicherung-Erschöpfung	S. 83

7. Diskussion	S. 89
7.1. Wohlbefinden als Bestimmungsgröße ungleicher Bedingungen und als Referenz für die Optimierbarkeit erzieherischen Handelns	S. 89
7.2. Beratende Erziehung als logische Konsequenz aktueller gesellschaftlicher Bedingungen	S. 92
7.3. Zum Zusammenhang der Kindheits- und Jugendforschung	S. 94
7.4. Eine erweiterte Perspektive auf Familie	S. 97
8. Literaturverzeichnis	S. 98
9. Übersicht über die Bestandteile der kumulativen Dissertation	S. 121

*The line it is drawn
The curse it is cast
The slow one now
Will later be fast
As the present now
Will later be past
The order is
Rapidly fadin'.
And the first one now
Will later be last
For the times they are a-changin'.*

(Bob Dylan)

„Ich will so bleiben, wie ich bin. Du darfst.

(Werbeslogan der 1970er Jahre)

1. Einleitung

Alles ist im Wandel. Ständig. Doch im Gegensatz zu Bob Dylans utopischen Entwurfes einer Rebellion, die bestehende Verhältnisse umkehrt und damit ein auf die Zukunft ausgerichtetes Vorhaben darstellt, – ein Vermächtnis des gegenkulturellen Protestes der 1960er Jahre – wird aktuell die Gegenwart als Ergebnis eines gesellschaftlichen Wandels verstärkt negativ konnotiert. Unruhige Zeiten, Krisen, Notstände und auch bevorstehende Katastrophen in sämtlichen gesellschaftlichen Feldern werden beschworen und daran ablesbar sind zweierlei Verlässlichkeit: Mit Sicherheit wandelt sich Gesellschaft und eine Kulturkritik übt stets ihre Aufgabe aus.

Besonders in der Soziologie hat es Tradition, Versuche zu unternehmen, „das für die Gesellschaft im Ganzen Charakteristische auf den Punkt zu bringen“ (Bogner 2012, S. 8). Diese als Zeitdiagnosen oder Gesellschaftsdiagnosen bezeichneten Unternehmungen sind, wie Bogner aufzeigt, stark an eine Kulturkritik gekoppelt und beinhalten, ganz wörtlich genommen, die Zuordnung eines Befundes zu einem Krankheitsbild und liefern ggf. damit eine Option des Eingreifens (vgl. ebd., S. 16).

Auch in der Erziehungswissenschaft hat es spätestens seit den 1980er Jahren Tradition, erziehungswissenschaftliche Untersuchungen mit soziologischen Gegenwartsanalysen

zusammenzuführen. Betrachtet man die für die Erziehungswissenschaft konstitutiven Felder der Familie, Kindheit, Jugend und Erziehung und betrachtet deren jeweilige Verfassungen im Rahmen eines sozialen Wandels, dann stößt man auch hier vielfach auf Argumentationen, die Krisen, Unsicherheiten und Notstände identifizieren und mit veränderten Bedingungen in einen Zusammenhang bringen.

Im Folgenden sollen in einem ersten Schritt diese veränderten sozialen Bedingungen und deren Auswirkungen auf Heranwachsende, Familie und Erziehung erläutert werden. In einem zweiten Schritt werden mit Bröcklings „unternehmerischem Selbst“ und Illouz' „reflexivem Selbst“ zwei theoretische Konzeptionen aktueller Subjektivierungsformen vorgestellt, die es erlauben, diese Zusammenhänge von sozialen Bedingungen, Erwartungen und individueller sozialer Praxis zu diskutieren und mögliche Konsequenzen für Heranwachsende herauszuarbeiten. Damit wird der vorgestellten Tradition einer Zusammenführung von erziehungswissenschaftlichen Überlegungen und gesamtgesellschaftlichen Diagnosen entsprochen und es stellt sich besonders die Frage, inwiefern diese diagnostizierten Bedingungen einen Einfluss auf Heranwachsende ausüben. Wie gestaltet sich das Verhältnis zwischen gesellschaftlichen Anforderungen und Erwartungen an Jugendliche und deren Möglichkeiten?

Zur Beantwortung dieser Frage soll der Begriff des „Wohlbefindens“ diskutiert werden, denn es ist wahrnehmbar, dass Kategorien wie Lebensqualität, Glück, Zufriedenheit und Wohlbefinden bzw. Well-Being an immer größerer Bedeutung zu gewinnen scheinen (ablesbar insbesondere im Rahmen quantitativer und repräsentativer Studien). Was aber wird unter Wohlbefinden und einer Vielzahl an synonym verwendeten Begriffen gefasst und inwiefern können diese Begriffe als Orientierungsgröße zur Erfassung individueller Befindlichkeiten dienen? Welche Zusammenhänge bestehen zwischen Wohlbefinden einerseits und den vorgestellten Subjektivierungsformen? Bietet die Kategorie des „Wohlbefindens“ eine mögliche Antwort auf die Frage nach einer gelingenden Verarbeitung der objektiven Bedingungen, die von Heranwachsenden erwartet wird?¹ Anhand der Diskurse um Vorstellungen und Leitbilder einer „guten“ Kindheit, „guter“

¹ Um dies zu klären, werden an entsprechender Stelle die sich im Anhang befindlichen Texte „Spätmoderne Jugend – Erziehung des Beratens – Wohlbefinden“ (Ecarius et al. 2017), „Jugendliches Wohlbefinden in der Spätmoderne: Wie selbstzufrieden sind Jugendliche und wie blicken sie in ihre Zukunft?“ (Oliveras et al. 2019) und „Familie und Wohlbefinden“ (Oliveras/Berg i. Vorb.) aufgegriffen, bzw. auf diese verwiesen.

Eltern und einer „guten Erziehung“ soll der Stellenwert, den das Wohlbefinden hier zu gewinnen scheint, dargestellt und kritisch beleuchtet werden.

Damit soll nicht nur die Frage nach den Konsequenzen aktueller Bedingungen und ihrer Auswirkungen auf die Subjekte gestellt werden, sondern auch „Erziehung“² – als soziale Praxis – wird in Bezug auf gegenwärtige soziale Anforderungen und Erwartungen diskutiert. Dafür bietet es sich an, jugendtheoretische Perspektiven durch Ansätze der Kindheitsforschung zu erweitern, da diese besonders für die Betrachtung von Jugend, Familie und Erziehung wichtige Impulse liefern können. Inwiefern finden sich soziale Bedingungen in dieser besonderen Form des sozialen Umgangs zwischen Eltern und ihren Kindern – unabhängig von dezidierten Altersgrenzen und -spannen – ausgedrückt?

Im Anschluss soll durch den Rückgriff auf Ehrenbergs „erschöpftes Selbst“ (2013) gezeigt werden, inwiefern aktuelle soziale Bedingungen, Leitbilder und Subjektivierungsweisen auch zu Unsicherheiten und Krisen der Individuen führen können. Hier scheinen zum einen – auf der negativen Seite – ein erhöhtes Aufkommen von psychischen Belastungen bzw. Depressionen und Überforderungen als Belege für die höhere Verletzbarkeit der Individuen angebracht zu werden und es stellt sich die Frage, inwiefern die Kategorien (psychisches) Leid und Wohlbefinden zwei Seiten einer Medaille darstellen können, die sich zugleich bedingen. Wenn positive Größen wie Wohlbefinden oder Glück als Maßstäbe für zu erreichende (erzieherische und subjektive) Ziele gesetzt werden und somit von normativer Qualität sind, dann stellt sich die Frage, wie sich die Versuche der Individuen gestalten, diese Zustände zu erreichen. Inwiefern Strebsamkeit nicht nur mit Mühe verbunden ist, sondern auch immer die Möglichkeit eines Scheiterns beinhalten kann, und wie damit umgegangen wird, gilt es zu klären.

Letztlich sollen mögliche Konsequenzen und Folgerungen, die sich aus den dargestellten Zusammenhängen ergeben, diskutiert werden. Eine abschließende Diskussion soll dabei bewusst offen gestaltet werden, um zukünftigen Überlegungen und Auseinandersetzungen bereits jetzt einen Platz einzuräumen.

² Hierzu werden Bezüge zu den sich im Anhang befindenden Artikeln „Gibt es eine neue Erziehung in der Familie? Konturen einer Erziehung des Beratens“ (Ecarius et al. 2019) und „Freiheit in Grenzen: Erziehungsratgeber als Subjekt-Schulung. Ein Beispiel“ (Oliveras 2019) hergestellt.

2. Jugend, Familie und Erziehung unter aktuellen Bedingungen

2.1. Jugend unter aktuellen Bedingungen

Verfolgt man die theoretischen Schwerpunkte und Forschungsdiskurse in der Geschichte der Jugendforschung, dann kann man mit Helsper et al. (2015, S. 12) feststellen, dass spätestens seit den 1980er Jahren vermehrt an einer Zusammenführung von jugendtheoretischen Untersuchungen und soziologischen Gegenwartsdiagnosen gearbeitet wird. Zu dem Zeitpunkt also, wo makrosoziologische Gesellschaftsbeschreibungen einen Wandel von sozialen Verhältnissen und Bedingungen diagnostizieren – ablesbar etwa in den Theorien der Risikogesellschaft (Beck 1986), der reflexiven Moderne (Beck et al. 1996) und der Postmoderne (Lyotard 1993) – der durch gesellschaftliche Phänomene wie bspw. ansteigende Individualisierung, Globalisierung, Pluralisierung von Lebensstilen, Flexibilisierung und einer Auflösung von Identitäten beschrieben wird, erscheint es notwendig, auch die soziale Kategorie „Jugend“ im Lichte eben jener neuen gesellschaftlichen Bedingungen zu betrachten.

Stellvertretend für diese jugendpädagogischen Arbeiten ist bspw. der von Oechsle und du Bois-Reymond herausgegebene Band „Neue Jugendbiographie? Zum Strukturwandel der Jugendphase“ (1990), in dem die beiden Autorinnen auf die Annäherung der Jugendforscher an das Thema Jugend aus einer makrosoziologischen Perspektive verweisen: „Sie möchten Zusammenhänge erhellen und herstellen zwischen gesellschaftlichem Wandel und dessen Wirkungskräften auf Jugend“ (ebd., S. 7). Auch Heitmeyer und Olk (1990) widmen sich zu Beginn der 1990er Jahre dem Thema „Individualisierung von Jugend“ und beschreiben die Jugendphase als eine durch Ausdifferenzierung, Individualisierung und Heterogenisierung charakterisierbare Lebensphase, die sich einerseits durch eine „Verdichtung der leistungsbezogenen Anforderungen“ und andererseits durch eine „Vernichtung von jugendgemäßen Experimentierräumen“ verändern wird (ebd., S. 21-24).

Diese Arbeiten machen bereits unterschiedliche Effekte des gesellschaftlichen Wandels deutlich. Denn einerseits werden die positiven Veränderungen durch etwa die Vervielfältigung von neuen Möglichkeiten, Freiräumen und Selbstentwürfen betont, andererseits aber auch auf die Risiken der Modernisierung wie etwa Destabilisierung,

Überforderung und Desintegration hingewiesen. Diagnostizierte Individualisierungsprozesse und damit auch die Pluralisierung oder Deinstitutionalisierung von Lebensläufen – als Ursprung und Motor von möglichen Desorientierungen und Destabilisierungen – werden prominent verhandelt und dienen auch als Erklärungsgrundlage für die notwendig gewordene jugendliche Suche nach neuen Sicherheiten und sozialen Anknüpfungspunkten. Durch die verstärkte Ausarbeitung von neuen Bedingungen und die Effekte von Individualisierungsprozessen auf Sozialisation und Lebenslauf wird das Verständnis der Lebensphase Jugend grundsätzlich zu einer zu überdenkenden Größe, was sich bei Kohli (1987) bereits eindrücklich auf den Punkt gebracht findet:

„Während bisher die Entfaltungsdynamik des Individualitätscodes in der institutionellen Struktur des Lebenslaufs gebunden war, ist es nun die eigene Individualität selber, die an diese institutionelle Stelle gerückt – oder besser gesagt: die permanente Suche nach ihr. Sich suchen, zu sich finden, zu sich stehen ist das, was die Orientierung in der Welt verbürgen soll. Dies hat oft die Form einer Vergegenwärtigung der ‚Bedürfnisse‘ oder Gefühle. [...] Der Bezug auf die eigenen Bedürfnisse ist eher als eine Form der Suche nach dem letzten Grund für die Orientierung in der Welt zu verstehen – der Suche nach dem transzendentalen Haltepunkt. Dieser Haltepunkt könnte stabil sein – es ist im Prinzip nicht unmöglich, das Selbst nach einer Periode des Suchens auch wirklich zu finden – er ist es aber empirisch typischerweise nicht. Die Suche wird permanent, das Ergebnis hochgradig instabil“ (Kohli 1987, S. 434 f.).

Begriffe wie Patchworkidentitäten, Bastelbiographien, fluide Szenen, Formen postmoderner bzw. posttraditionaler Vergemeinschaftung – die sämtlich Momente der Auflösung und Pluralisierung enthalten – gewinnen auch in der Jugendforschung an Aktualität und Beschreibungskraft (vgl. Helsper et al. 2015, S. 12), wobei sich zwei Perspektiven unterscheiden lassen. Mit Helsper et al. lassen sich eine im Grundtenor positive Lesart gesellschaftlichen Wandels finden (bei Fuchs 1983), die einen Gewinn an Freiräumen und Optionen betont und eine eher kritische Lesart, die im Zuge der Individualisierungstheorie v.a. Risiken und Lasten zum Thema macht. So erklärt Heitmeyer (1987) den Zuwachs und die Orientierung an nationalistischen Gemeinschaftsformen über Momente der Destabilisierung und Desintegration.

Gleichwohl in den 1990er Jahren mit dem Fokus auf soziale Ungleichheit und damit auf die weiterhin stark selektierenden Kräfte sozialer Kategorien aufmerksam gemacht wird, die einer völligen Individualisierung und beschworenen Freiheitsgewinnen entgegenstehen, wird nach Helsper et al. insbesondere die negative Seite der Individualisierung zum einen durch eine Erweiterung des Diskurses durch den Rückgriff auf gouvernementalitätstheoretische Konzepte des Regierens und Selbstregierens, und zum anderen durch verstärkt wahrgenommene Normalisierungskontrollen und Standardisierungen im Rahmen gesellschaftlicher Beschleunigungsprozesse betont (vgl. ebd., S. 14).

Obwohl es in den letzten Jahrzehnten weiterhin Versuche gegeben haben mag, die grundsätzlich Jugend als Generation in ihren sozialen Bedingungen zu charakterisieren und zu etikettieren versuchte (digital natives, Generation y, Millenials), gilt es doch für die Jugendforschung festzuhalten, dass sie, ähnlich wie ihr Gegenstand selbst, als ein „kaum noch zu überschauendes Forschungsfeld beschrieben werden kann“ (Pfaff 2011, S. 537), was auch Eulenbach und Ecarius (2012, S.7) als „Systematisierungsdefizit in aktuellen Debatten der Jugendforschung“ beschreiben.

Wenn somit vermeintlich nicht mehr von *der* Jugend gesprochen werden kann, und sich die wissenschaftlichen Zugriffe auf Jugend so vielfältig gestalten wie es jugendliche Lebensformen gibt, stellt sich dennoch die Frage, wie Jugendliche gegenwärtig mit eben jenen neuen sozialen Bedingungen konfrontiert werden, die sich in unterschiedlichen aktuellen Gegenwartsdiagnosen ausformuliert finden. Denn hält man an einer sozialisationstheoretischen Perspektive fest, wie es Ecarius und Eulenbach (2012, S. 12 f.) vorschlagen, die durch ihre „Doppelorientierung an ‚Vergesellschaftung‘ und ‚Individuierung‘ dazu in der Lage [ist], die wechselseitige Durchdringung von gesellschaftlichen und personalen Prozessen zu erfassen“, stellt sich die Frage nach einem Zusammenhang von strukturellen Bedingungen der Vergesellschaftung, den individuellen Verarbeitungsformen der objektiven Bedingungen und der sozialen Praxis einer Gestaltung des Lebens.

2.2. Familie unter aktuellen Bedingungen

Aber nicht nur die Gestaltung von „Jugend“ provoziert unter aktuellen sozialen Bedingungen Fragen, sondern auch die Gestaltung von „Familie“ hat ihre vermeintlich klare Selbstverständlichkeit im Lichte des sozialen Wandels verloren. Dieser Bezug ist insofern notwendig, da Familie als Ort des Aufwachsens, der Erziehung, als sozialer Nahraum und Sozialisationsinstanz eine unmittelbare Einflussgröße für Heranwachsende darstellt.

Betrachtet man erziehungswissenschaftliche und familiensoziologische Diskurse über den Gegenstand „Familie“, dann lassen sich auch hier eine Vielzahl von diagnostizierten veränderten Bedingungen wahrnehmen (vgl. Nave-Herz 2015), die oftmals in Gestalt von Problemkonstellationen und Unsicherheiten ausgedrückt werden. Von einem gesellschaftlichen Transformationsprozess veränderte Größen finden sich in Bezug auf eine Gestaltung von Familie. Hinsichtlich der demografischen Ebene, einer Pluralisierung und Akzeptanz von diversen Lebensformen und Familienbildern, einer familiären Binnenstruktur, einer familiären Praxis und Rollenerwartungen finden sich neue Gestaltungsmöglichkeiten und Formen von „Familie“. Betrachtet man demografische Veränderungen, sind das Aufschieben der Geburt des ersten Kindes (damit ein höheres Alter der Eltern), höhere Lebenserwartungen (damit eine längere gemeinsame Lebenszeit von Eltern, Großeltern und Kindern) und eine Deinstitutionalisierung der Ehe (höhere Scheidungsraten und gesunkene Heiratsneigungen) zu verzeichnen (vgl. Bertram/Deuffhard 2015). Jenseits eines traditionell bürgerlichen Familienbildes (Kernfamilie mit biologischer Elternschaft und im Ehestand) genießen alternative Lebensformen und Familienentwürfe verstärkt an Akzeptanz und gewinnen an Normalität³. Gleichwohl, wie es Nave-Herz (2015) durch ihre historische Betrachtung deutlich macht, der These einer Pluralisierung von Familienformen nicht ohne weiteres zugestimmt werden kann, findet aktuell doch zunehmend eine Normalisierung von Lebensformen wie Alleinerziehenden-Eltern, Patchworkfamilien, nichtehelichen Lebensgemeinschaften und homosexuellen Partnerschaftsmodellen statt. Hinsichtlich einer familiären Binnenstruktur betonen etwa Seiffge-Krenke und Schneider (2012), dass eine starke Aufgabenorientierung vermehrt

³ Es ist dann dieser Stelle von einer Normalisierung, als Prozess einer gesellschaftlich gestiegenen Toleranz für alternative Konzepte zu sprechen. Zu den statistischen Daten hinsichtlich eines demografischen Wandels vgl. Peuckert (2012) und Bertram/Deuffhard (2015).

einer Beziehungsorientierung weicht (vgl. ebd., S. 30). Individuelle Ansprüche und Selbstverwirklichungsbestrebungen stehen verstärkt einer Herstellung von Gemeinsamkeit gegenüber und beide Motive gilt es auszuhandeln und zu organisieren. Dieser historische Wandel wird auch eindrücklich von Illouz (2009) nachgezeichnet und weniger als Krise, sondern vielmehr als Neudefinition von Familie gefasst: „Zudem verwandelte die Tatsache, dass Paare immer mehr Zeit miteinander verbrachten, die Familie von einer Institution zum Aufziehen von Kindern und zur Sicherung des wirtschaftlichen Überlebens von Männern und Frauen in eine Institution, die den emotionalen Bedürfnissen ihrer Mitglieder zu dienen hatte. Die Familie, könnte man auch sagen, wurde individualisiert: Ihre Daseinsberechtigung leitete sich nicht mehr aus ihrem Beitrag zur Gesellschaftsordnung her, sondern aus ihrem Beitrag zum persönlichen Wohlergehen einzelner“ (ebd., S. 187). Beschrieben wird der Wandel von Familie und partnerschaftlichen Beziehungen durch eine verstärkte Konzentration der Einzelnen auf eigene Bedürfnisse, Begehren und Selbstverwirklichung, was die „traditionelle, auf Selbstaufopferung beruhende Verpflichtung auf die Familie“ (ebd., S. 204) zu untergraben vermochte und vermag. Dies ist unmittelbar mit der Entwicklung alternativer Rollenvorstellungen und der Neuordnung des Geschlechterverhältnisses verknüpft und gleichzeitig eng verwoben mit den Möglichkeiten und Anforderungen der Arbeitswelt, was sich besonders hinsichtlich einer veränderten traditionell-geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung zeigt. Klare Rollenerwartungen bezüglich der Zuständigkeit für Erwerbsarbeit und Familienarbeit stehen verstärkt in Konkurrenz zu einer egalitären und komplementären Vorstellung von Arbeitsteilung (vgl. Schneider et al. 2015 und Meuwly 2011).

Nicht nur die einzelnen Individuen, sondern Familien stehen angesichts all dieser neu geordneten Verhältnisse somit vor spezifischen, neu auszuhandelnden und zu organisierenden Bedingungen, die sowohl im wissenschaftlichen, als auch öffentlichen Diskurs oftmals als Schwierigkeiten und familienpezifische Problemlagen diskutiert werden. Dieser Krisendiskurs findet sich etwa gespiegelt in Titeln wie „Eltern unter Druck“ (vgl. Merkle/Wippermann 2008), „Familie – nein danke?!“ (vgl. Seiffge-Krenke/Schneider 2012) oder „Die überforderte Generation“ (vgl. Bertram/Deuflhard 2015) und findet sich ebenfalls in breit diskutierten Konzepten wie der „Work Life Balance“ (vgl. Kastner 2011), eines „doing family boundary“ (vgl. Jurczyk et al. 2009)

und einer „verantworteten Elternschaft“ (vgl. Nave Herz 2012 und Hünersdorf 2014). Das transformierte Verhältnis von Individuum, Familie und Arbeit und die daraus resultierenden Problemlagen bringen Bertram und Deuffhard (2015) folgendermaßen auf den Punkt: „Die Überforderung dieser Generation liegt darin, dass die heutige Organisation beruflicher Lebensläufe, von der Ausbildung angefangen über die Karriereplanung bis zum Ruhestand, nicht mehr mit der familiären Lebensführung übereinstimmt. Es haben sich eine Reihe von Widersprüchlichkeiten ergeben, die in ihrer wechselseitigen Verknüpfung zu einer Rushhour des Lebens geführt haben: Von der Organisation des Erwachsenwerdens über die Integration in das Berufsleben bis zur Entscheidung für Kinder und der Vereinbarkeit von Familie und Beruf“ (ebd., S. 15). Für individuelle Lebensgestaltungen hat sich, u.a. angeregt durch die Bildungsexpansion und veränderte Rollenvorstellungen, der Handlungsspielraum deutlich erweitert und die Einzelnen sehen sich mit einer potentiellen Vielfalt an Möglichkeiten konfrontiert. Gleichzeitig sind, wie es schon im Zuge der Individualisierungsthese deutlich artikuliert worden ist, diese gewonnenen Freiheiten angesichts einer neoliberalen Umordnung gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Strukturen mit starken Herausforderungen nach Mobilität, Flexibilität, Optimierung, Kreativität und Selbstverantwortung verknüpft. So betont auch Jurczyk (2009), dass Familie angesichts aktueller Bedingungen einerseits einen Fluchtpunkt in einer ökonomisierten Welt darstellen kann, andererseits auch als zusätzliche Belastung wahrgenommen wird (ebd., S. 58). Innerhalb dieses Kräfteverhältnisses haben sich also die Lebensentwürfe, Vorstellungen und Erwartungen der einzelnen Individuen verändert, wovon auch die Gestaltung und Bedeutung sozialer Gemeinschaften – wie Familie eine darstellt – betroffen ist. Diese veränderten Voraussetzungen und Möglichkeiten finden ihren Ausdruck im Diskurs über veränderte Praktiken von Familie („doing family“), in veränderten Umgangsformen zwischen den Partnern und auch im Umgang mit Kindern, also in einer Praxis der Erziehung⁴. Speziell im Hinblick auf Jugendliche, die im Rahmen dieser Arbeit v.a. auch als Kinder gefasst werden sollen, zeigen sich veränderte Bedingungen und neuere Fassungsversuche, die in

⁴ Der Diskurs etwa über die Notwendigkeit einer Herstellung von Familie als Praxis („doing family“) beschreibt einen Wandel von einer unhinterfragten Selbstverständlichkeit von Familie bis hin zu einer zu reflektierenden Herstellungsleistung (vgl. Jurczyk et al. 2014). Zum Thema Gestaltung und Praxis von partnerschaftlichen Beziehungen vgl. Scholz (2013) und Illouz (2009).

den Diskussionen um Individualisierung, Entgrenzung, Statusinkonsistenz und Destandardisierung von Jugend ihren Ausdruck finden. Um dafür Beispiele zu nennen, sei hier zum einen auf die Schwierigkeit der Lokalisierung von Beginn und Ende der Jugendphase verwiesen. Die Shell Jugendstudie (Albert et al. 2015) befragt Heranwachsende im Alter von 12-25 Jahren, der Jugendsurvey des DJI 12-29 Jährige und spricht von Jugend und jungen Erwachsenen (vgl. Gille et al. 2006) und Bertram (2002) datiert das Ende einer Jugendphase zwischen dem 30. und 35. Lebensalter. Prinzipiell können auch die unterschiedlichen begrifflichen Fassungsversuche im Rahmen theoretischer Konzeptionen von „Jugend“ – z.B. die Bestimmung von Adoleszenz und Postadoleszenz (vgl. King 2010; Hurrelmann/Quenzel 2016) – einen Wandel deutlich machen. Auch angesichts sich verändernder Bedingungen des Zusammenlebens und damit Veränderungen des Verhältnisses zwischen den Generationen⁵ – wie sie sich z.B. in empirische Studien zum Auszugsverhalten von Heranwachsenden (vgl. Papastefanou 2000; Berger 2009; Berngruber 2015) finden – lassen sich letztlich unmittelbare Anschlussfragen stellen: Wird Jugend aufgrund diverser Wandlungsprozesse immer schwieriger zu fassen, was bedeutet das für den Umgang von Heranwachsenden mit ihren Eltern? Inwiefern finden die beschriebenen aktuellen sozialen Bedingungen etwa Ausdruck in einer familiären Erziehung? Um sich Antworten auf diese Fragen nähern zu können, reicht eine Auseinandersetzung mit der Jugendforschung nicht aus. Denn es ist grundlegend festzuhalten, dass sich diese weitaus weniger mit Jugendlichen als Kindern ihrer Eltern auseinandersetzt und Jugendliche eher selten im Kontext der Familie betrachtet und kaum Fragen nach der Erziehung von Jugendlichen stellt. Jugend, als eigenständige Lebensphase, wird vielmehr hinsichtlich ihres eigenen Ausdrucks (jugendliche Lebensstile, Szenen, Werte etc.) und ihrer Integration (Bildung, Arbeitsmarkt, Entwicklungsaufgaben, etc.) diskutiert, was sich im Hinblick auf das Aufwachsen in Familien in Fragen nach Ablösungs- und Distinktionsstrategien und nach ungleichen Bildungsvoraussetzungen und -verläufen findet. Es ist häufiger die Kindheitsforschung, die familiäre Handlungspraxen und Umgangsweisen in den Fokus

⁵ Auch anhand des Diskurses über den Wandel des Generationenverhältnisses und der Beziehungen zwischen den Generationen lassen sich die Fragen nach aktuellen sozialen Bedingungen im Zusammenspiel mit der Gestaltung von Familie eindrücklich nachverfolgen (vgl. Ecarius 2008; Bock 2008; Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 2012).

nimmt und insofern soll im Verlauf der Arbeit auf dortige Überlegungen zurückgegriffen werden, die – wie zu zeigen sein wird, unabhängig von dezidierten Altersgrenzen und -spannen – besonders für die Betrachtung von Jugend, Familie und Erziehung wichtige Impulse liefern können.

2.3. Erziehung unter aktuellen Bedingungen

An dieser Stelle soll keine fachspezifische Auseinandersetzung mit dem Begriff „Erziehung“ stattfinden, was den Rahmen sprengen und ein ungemein komplexes Vorhaben darstellen würde (vgl. zur Schwierigkeit und Komplexität etwa Kraft 2013), sondern Erziehung soll als grundlegend funktionale soziale Praxis verstanden werden, die in Abhängigkeit von kulturellen Selbstverständnissen geschieht. Hierfür als relevant können mit Kraft die Bedingungen der Möglichkeit von Erziehung, pädagogische Tatbestände, Orientierungsgrößen zugrundeliegender Menschenbilder, Normen und Werte, Vorstellungen ihrer sozialen Funktion, diverse operative Mechanismen und institutionelle Ausformungen (vgl. ebd., S. 187) gesetzt werden. Ist Erziehung machbar? Wie drückt sie sich aus? Welche Ziele liegen ihr zu Grunde? Von welcher sozialen Notwendigkeit ist sie? Welcher Mittel bedient sie sich? Wie wird eine Erziehung von Jugendlichen gestaltet?

Erziehung findet keineswegs mehr im Modus einer Selbstverständlichkeit statt, sondern im Rahmen unterschiedlicher normativer Vorstellungen und gesellschaftlicher Bedingungen. Mit Blick auf die drei Diskursfelder Erziehungswissenschaft, populäre Medien und Politik (die jeweils aufeinander einwirken) sollen im Folgenden dort verhandelte Vor- und Darstellungen von Familie vorgestellt werden, die Aufschluss über aktuelle Erziehungsfragen und über das Aufwachsen von Heranwachsenden liefern. Damit lassen sich spezifische Bestimmungen von und Anforderungen an Familie identifizieren, die für den „Zeitgeist“ als charakteristisch interpretiert werden können. So finden sich aktuell diverse Versuche, Elternschaft aus dem Modus unhinterfragter Vorstellungen (vgl. Waterstradt 2016) in eine klarere Konzeption und Systematisierung zu bringen. Waterstradt (2016) bemüht sich um eine Entmythologisierung von Elternschaft und erarbeitet im Sinne Elias' Prozesstheorie einen historisch gewachsenen Kanon der Elternschaft im Sinne von (auch unbewussten) standardisierten Vorstellungen

von Elternschaft, Figurationsidealen und einer gelebten Elternschaft als Elternschaftshabitus. Schneider et al. (2015) identifizieren aktuelle Familienleitbilder, wobei sie Familienleitbilder grundlegend als historisch wandelbare Vorstellungen von Familienleben definieren, die Orientierungs- und Entscheidungshilfen für Menschen hinsichtlich der Gestaltungsmöglichkeiten von Familie, Partnerschaft und Erziehung bieten (vgl. ebd., S. 6; siehe auch Gerlach 2017). Bauer et al. (2015) sprechen von Familienbildern als „sprachliche und imaginäre Repräsentationen von und über Familie, die immer auch Wunsch- und Normvorstellungen beinhalten“ (ebd., S. 25). Auch Jergus et al. (2018) diskutieren in ihrer jüngst erschienen Herausgeberschaft „Elternschaft zwischen Projekt und Projektion“ die Konstruktionen wie auch praktischen Ausgestaltungen von Elternschaft in Abhängigkeit von aktuellen gesellschaftlichen Kontexten⁶.

Im Folgenden sollen daher zunächst mit Bröcklings „unternehmerischen Selbst“ und Illouz „reflexivem Selbst“ zwei Perspektiven vorgestellt werden, die den Zusammenhang von gesellschaftlichen Bedingungen und aktuellen Anforderungen an Subjekte anschaulich analysieren und es erlauben, gesellschaftliche Kontexte näher bestimmen zu können. Dies macht es anschließend möglich, aktuelle Bedingungen von Jugend/ Kindheit, Familie und Erziehung in den genannten Kontexten zu betrachten.

3. Gegenwartsdiagnosen

Betrachtet man aktuelle soziologische Diagnosen, um gesellschaftliche Bedingungen zu konkretisieren, dann fällt eine Reihe an Stichworten, die den gesellschaftlichen Wandel charakterisieren und deutlich machen, inwiefern vormals als stabil geltende soziale Gebilde in Unruhe geraten sind. Flexibilisierung (vgl. Sennett 1998), Optimierung (vgl. De Carolis 2009, Bröckling 2016), Prekarisierung (vgl. Castel 2011), Beschleunigung

⁶ Deutlich wird hierbei, dass Grenzen fachspezifischer Zugriffe (Familienforschung, Kindheits- und Jugendforschung, Soziale Arbeit, etc.) nicht klar zu ziehen sind, sondern unterschiedliche Perspektiven zu Gunsten einer besseren Erfassungsmöglichkeit aktueller Bedingungen und Gestaltungsmöglichkeiten von Familie vielmehr zu integrieren sind.

(vgl. Rosa 2005), Individualisierung (vgl. Berger 1996), Globalisierung (vgl. Beck 1998), Pluralisierung (Zapf 1993), Subjektivierung von Arbeit (Moldaschl/Voß 2003), Vervielfältigung von Optionen (Gross 1994) etc. stellen Begriffe dar, die unmittelbar ihre Verwendung finden bei den Beschreibungen unserer Gegenwart und die eines gemeinsam haben: Konstanz und Stabilität, Gewissheit und Sicherheit scheinen passé. So schreibt zum Beispiel Lemke (2004) hinsichtlich von Flexibilität:

„Mit dem Flexibilisierungsgebot etabliert sich eine neue Zeitrechnung, die schnellstmöglicher Marktanpassung unbedingte Priorität einräumt, Traditionen und Routinen entwertet und auf kurze Zeithorizonte geeicht ist. Beharrungsvermögen und Erfahrungswissen gelten als unnötiger Ballast angesichts eines Präsentismus, der ohne Rekurs auf die Vergangenheit auszukommen glaubt. Allerdings bleibt auch die Perspektive auf die Zukunft eingeschränkt. Da es rational ist, sich nicht festzulegen, sollten langfristige Bindungen und Verpflichtungen möglichst vermieden werden“ (ebd., S.86).

Neben der Fassung dieser einzelnen Strukturbedingungen zeichnen aktuelle Gegenwartstheorien im Anschluss an die Individualisierungsthese kein optimistisches Bild gewonnener Freiheiten und einer Vervielfältigung von Optionen, sondern sie ähneln sich darin, dass sie Zwänge, Risiken und Unsicherheiten als Effekte der strukturellen Bedingungen betrachten. Laut diesen soziologischen Diagnosen befindet sich die Gesellschaft in einer Verfassung, von der insbesondere die Subjekte selbst betroffen sind. Neben systemstrukturellen Krisen des Kapitalismus geht es nämlich auch um die Auswirkungen von gesellschaftlichen Neuordnungen im Rahmen neoliberaler Bedingungen auf die Menschen selbst, auf ihr Innerstes und zwar in der Gestalt, dass die sozialen Bedingungen unmittelbar auf die Subjektivierungsweisen, auf die Gestaltung der Subjekte selbst wirken.

Im Folgenden sollen aktuelle Subjektivierungsregime des „unternehmerischen Selbst“ und des „reflexiven Selbst“, wie sie von Bröckling und Illouz analysiert worden sind, diskutiert werden. Die Autor_innen erfassen durch ihre historisch angelegten Darstellungen soziale Dynamiken und Wandlungsprozesse, so dass die einzelnen Aspekte der Ökonomisierung, Flexibilisierung, Optimierung, Individualisierung, etc. – Aspekte,

die sich auch in einer Vielzahl anderer Analysen finden und als charakteristisch für aktuelle soziale Bedingungen gelten – diskutiert werden können.

3.1. Das unternehmerische Selbst

Die Verwirklichung eines Subjekts im Sozialen beschreibt Bröckling im prominent verhandelten Entwurf eines „unternehmerischen Selbst“, dem es insbesondere um eine „Genealogie der Subjektivierung“ (Bröckling 2016, S. 23) geht und der zu zeigen versucht, welche aktuellen Semantiken und Wissenkomplexe das Problem ‚Subjekt‘ zu erfüllen vermögen. Am Foucaultschen Prinzip einer Analyse von Mikrotechniken orientiert, betrachtet Bröckling „in Praktiken, Texten, Bildern und anderen Artefakten niedergelegte Regierungsprogramme - Sinndeutungen, die Sinndeutungen, Handlungen, die Handlungen zu beeinflussen suchen“ (ebd., S. 43), anhand derer er das Subjektivierungsmodell eines unternehmerischen Selbst – verstanden als beobachtbarer Prozess eines Übergreifens marktökonomischer Mechanismen auf Bereiche des Sozialen – herausarbeitet (vgl. ebd., S: 37). Ausgehend von einer Analyse nationalökonomischer, psychologischer und soziologischer Theorien, von Managementprogrammen und populären Ratgebern bestimmt er die Anrufungen eines unternehmerischen Selbst als stete Notwendigkeit für das Individuum, sich fortwährend – im Sinne einer Entgrenzungs- und Überbietungslogik – zu ändern bzw. zu optimieren (vgl. ebd., S. 125), als Beschwörung von Selbstverantwortung, Kreativität, Eigeninitiative, Durchsetzungsvermögen und Teamfähigkeit (vgl. ebd., S. 75) und als die Verwaltung des eigenen Lebens analog einer Projektorganisation. „Da dieses Projekt Ich sich selbst wiederum aus vielfältigen Arbeits-, Beziehungs-, Freizeit-, Gesundheitsprojekten usw. zusammensetzt, avanciert seine Selbstführung zum Management des individuellen ‚Projektportfolios‘“ (ebd., S. 279). Nicht als „empirisch beobachtbare Entität, sondern als die Weise, in der Individuen als Personen adressiert werden und sich verändern sollen“ (ebd., S. 46) findet sich das unternehmerische Selbst als Realfiktion bspw. in den Typen der Ich-AG, des Arbeitskraftunternehmers, des Lebensunternehmers, des neuen Selbstständigen und des Entrepreneurs ausgedrückt. Es handelt sich dabei um Menschenbilder, deren Aufkommen und in Szene setzen Bröckling nachzeichnet und charakterisiert. Diesen Figuren sind folgende Eigenschaften gemeinsam: Die „Grenzen

zwischen Erwerbstätigkeit und Freizeit, Berufs- und Privatleben verschwimmen, der Ökonomisierungsdruck erfasst alle Bereiche des Alltags“ (ebd., S. 48). Anforderungen nach einer Selbstökonomisierung, Selbstverantwortung und Selbstrationalisierung werden erhoben und im gleichen Maße mit dem Prinzip der Nutzenmaximierung verknüpft, was dazu führt, dass die Erreichung von und das Streben nach Zielen in die individuellen Handlungen und Entscheidungen verlagert werden und im Prinzip mit der Arbeit an sich selbst beginnen. „Die Individuen sollen ihre Macht über sich selbst, ihr Selbstwertgefühl und Selbstbewusstsein und ihre Gesundheit ebenso maximieren wie ihre Arbeitsleistung und ihren Wohlstand; sie sollen das umso besser können, je aktiver und selbstverantwortlicher sie ihr Leben in die Hand nehmen“ (ebd., S. 61). Empfehlungen, Strategien und Möglichkeiten, wie dies zu fördern und erreichen sei, findet Bröckling in diversen Medien und Formaten dargestellt. So weist er anhand einer Erfolgsgeschichte der Managementliteratur, die in den frühen 1980er Jahren beginnt, auf eine sich veränderte Perspektive hinsichtlich der Gestaltung von Unternehmen hin. Empfohlen wird dort eine Umordnung institutioneller Praktiken: Eine Gewährleistung von größeren Freiheiten und Autonomie v.a. leitender Mitarbeiter_innen wird als Garant dafür erklärt, die Innovationspotenziale eines Unternehmens zu steigern (vgl. ebd., S. 63). Wo also einerseits strukturelle Bedingungen an neue Leitbilder von Beschäftigten geknüpft werden – und damit Subjekte in einer neuartigen Form adressieren – finden sich weiterhin in sog. Erfolgs- und Selbstmanagementtrakten Techniken und praktische Übungen, die Subjekte selbst anwenden können und ein ähnliches Menschenbild betonen und damit ein Vokabular bereitstellen, womit sich die Subjekte selbst neu denken und entwerfen können. In der Selbstverantwortung und individuellen Autonomie liegen die Kräfte, mit denen man erreichen kann, was man erreichen will (vgl. ebd., S. 68), wobei die Handlungsmöglichkeiten an einer auf Wettbewerb orientierten Logik neoliberaler Marktwirtschaft bemessen werden müssen. Diese Logik beinhaltet eine starke Erfolgsorientierung und damit eine stete Prozesshaftigkeit und Unmöglichkeit einer Abschließbarkeit von Unternehmungen: „Keine Lebensäußerung, deren Nutzen nicht maximiert, keine Entscheidung, die nicht optimiert, kein Begehren, das nicht kommodifiziert werden könnte“ (ebd., S. 283). Zusammenfassend kann damit gesagt werden, dass sich das Subjektivierungsregime eines unternehmerischen Selbst an gewandelten ökonomischen Prinzipien orientiert. Selbstverantwortung,

Wettbewerbsorientierung und steter Zugzwang zur Optimierung können mit Bröckling als Grundpfeiler einer Arbeit am Selbst bezeichnet werden.

Diese Perspektive kann mit Illouz Vorstellung eines „reflexiven Selbst“ in dem Maße ergänzt werden, als dass diese nicht nur die Ökonomisierung aller gesellschaftlichen Felder thematisiert, sondern darauf aufmerksam macht, inwiefern sich wirtschaftliche Prozesse einer Rationalisierung und Prozesse eine Emotionalisierung gegenseitig durchdringen und eben diese Verwischung von Grenzen einer Neujustierung von Subjekten zuarbeitet.

3.2. Das reflexive Selbst

Betrachtet man Illouz (2009) Auseinandersetzung mit einem therapeutischen Diskurs, verstanden als „Bruchstück einer umfassenderen Kulturgeschichte der Introspektion oder Selbstbeobachtung“ (ebd., S. 16f.), dann lassen sich Parallelen zwischen Bröcklings unternehmerischen Selbst und der von Illouz herausgearbeiteten Sinnzusammenhänge hinsichtlich einer „Kultur der Selbsthilfe“ herausarbeiten. Zunächst bedienen sich Illouz und Bröckling der Analyse von Ratgebern, die als Programme verstanden werden, anhand derer sich Subjekte bilden. So ist für die von Illouz betrachtete therapeutische Perspektive charakteristisch, dass zum einen professionelles wissenschaftliches Wissen durch Verbreitung und Verständlichmachung popularisiert wird. Zum anderen handelt es sich bei diesem Diskurs um einen semiotischen Kode, der unser Verhalten zu organisieren und das Selbst zu strukturieren vermag (vgl. ebd., S. 19). „Er soll nämlich helfen, ein kohärentes Selbst auszubilden, er soll Intimität herstellen, für das Gefühl von Kompetenz in der Arbeitswelt sorgen und ganz allgemein die sozialen Beziehungen erleichtern“ (ebd., S. 40).

Wie Illouz anhand der Erfolgsgeschichte der Psychoanalyse aufzeigt, handelt es sich bei der „Neuerfindung des Subjektes“ im 20. Jhd. um zwei sich verschränkende Momente der Artikulation: Rationalisierung und Emotionalisierung. Ablesbar im Aufstieg einer an der Psychologie geschulten ratgebenden Populärkultur, die Illouz als öffentliche Vokabulare bezeichnet, „in deren Medium sich das Selbst versteht“ (ebd., S. 97), findet sich ein Zusammenhang von gesellschaftlich ökonomischen Bedingungen (rationale Welten) und individuellen und emotionalen Konstitutionen (irrationale Welten). Hinsichtlich veränderter Subjektivierungsprozesse spricht Illouz von einem Wandel des

Subjektes eines Homo oeconomicus hin zu einem Homo communicans, der im Rahmen einer Ratgeberliteratur als gegenwärtiges kulturelles Material und in Form von Ratschlägen, Ermahnung und Anleitung (vgl. ebd.) seinen Ausdruck findet.

Hier zeigt sich eine Erweiterung und Ergänzung des Diskurses um das unternehmerische Selbst. Neben einer marktwirtschaftlichen Sprache wirtschaftlicher Leistungsfähigkeit – wie sie insbesondere von Bröckling als charakteristisch für die Subjektbildung herausgearbeitet wurde – stellt für Illouz zusätzlich der therapeutische Diskurs den größten Einfluss auf die Modelle des Selbst dar, dessen Ausdruck sich in diversen Feldern finden lässt: „[...] dass die therapeutische Perspektive in verschiedenen Sphären der zeitgenössischen Gesellschaften institutionalisiert worden ist – so in Unternehmen, Massenmedien, in der Kindererziehung, in intimen und sexuellen Beziehungen, in Schule, Armee, Wohlfahrtsstaat, in Resozialisierungsprogrammen und internationalen Konflikten“ (ebd., S. 17). Mit Illouz stellt sich daher besonders die Frage, was dieser therapeutische Diskurs in den jeweiligen Feldern leistet und wie er an Bedeutung gewinnen konnte.

Um überhaupt erst wirkmächtig werden zu können, haben nach Illouz Ideen und Theorien ein Set von bestimmten Eigenschaften zu erfüllen: Sie müssen zum einen zur Gesellschaftsstruktur passen und Erfahrungen der Akteure verständlich machen (Gegenwartsbezug), was dann dazu führt, dass individuelle Effekte, Affekte und Gefühle hinsichtlich erlebter Gegenwart erklärt und plausibilisiert werden. Ideen und Theorien liefern Orientierungen in unsicheren Bereichen (wie Sexualität, Liebe, Streben nach Erfolg) und müssen letztlich in sozialen Netzen institutionalisiert sein und damit zirkulieren (vgl. ebd., S. 41).

Illouz findet diese Bedingungen im Rahmen eines an der Psychoanalyse orientierten therapeutischen Diskurses erfüllt, der sich besonders auf konfliktreiche und „gewöhnliche“ alltägliche Fragen und Probleme bezieht. So weist Illouz Sexualität, den Übergang vom Kindheits- ins Erwachsenenalter, das Wesen der Elternschaft und das Streben nach Selbstverwirklichung und Glück als zentrale Fragen moderner Identitäten aus (ebd., S. 51). Allerdings liefert der therapeutische Diskurs nicht nur Antworten auf diese Fragen, sondern gestaltet durch die ihm eigenen Inhalte und Sprache und besonders durch die Thematisierung des Alltäglichen, vermeintlicher Banalitäten und Privaten (z.B. Träume, Versprecher, Witze,...), die Vorstellung vom Subjekt neu (vgl. ebd., S. 71). Für

Illouz liefert Freud eine „neue Sprache, um die Seele zu beschreiben, zu diskutieren und zu lenken, doch indem er dies tat, griff er etwas auf, was sich zu einem der vorrangigsten und problematischsten Aspekte des modernen Lebens entwickelt hatte, nämlich die Privatsphäre, die er dadurch zugleich transformierte“ (ebd., S. 68).

So beinhaltet die thematische und theoretische Hinwendung zur Familie (ausgedrückt etwa im Ödipuskomplex und in Freuds Phasenmodell der Entwicklung) eine bedeutungsschwere Neujustierung des Subjekts. In dem Moment, in dem das Selbst seinen Ausgangspunkt in der Familie gewinnt (vgl. ebd., S. 74), wird sie als „Ursache und Grundlage des eigenen Gefühlslebens“ verhandelt (ebd.) und das Selbst im Rahmen der eigenen Entwicklungsgeschichte gedacht und gedeutet. Die Kopplung der Bedeutung der eigenen Biographie an ein Instanzenmodell und die Wirkmacht des Unbewussten führen mit Freud in ein neues Verständnis der Kategorien Gesundheit, Normalität und Krankheit, insofern als dass die klare Unterscheidung der Begriffe nicht mehr gegeben scheint und Normalität und emotionale Gesundheit als anzustrebende Zustände ausgewiesen werden. Dadurch, dass sich im Rahmen einer psychoanalytischen Perspektive „der narrative Kern der Identität gerade durch das definiert, woran Menschen nicht denken, worüber sie nicht sprechen und was sie nicht tun“ (ebd., S. 86) stellt sich potenziell an jedes Individuum die Frage, in welcher Verfassung es sich hinsichtlich einer anzustrebenden Gesundheit und Normalität befindet.

Diese umfassende Möglichkeit zur theoretischen Selbstproblematierung stellt für Illouz die Grundlage für eine fortdauernde Selbstinterpretation(sarbeit) dar, die sich historisch an meritokratische und voluntaristische Ideologien koppelt. Die Verwirklichung eigener Träume und Wunschphantasien und emotionale Erfolgserlebnisse werden zu gesellschaftlich anerkannten Kriterien von Erfolg, mit dem Effekt, dass Misserfolg ebenfalls als emotionales, psychologisches und subjektives Problem gedeutet wird (vgl. ebd., S. 86f.). Damit findet sich bereits – auch wenn unter anderen Vorzeichen – eine ähnliche Dynamik der Selbstproblematierung und Selbstverantwortung, wie sie auch von Bröckling als charakteristisch für das unternehmerische Selbst ausgewiesen wird. Im Zuge des Aufstieges eines therapeutisch-psychoanalytischen Diskurses wird das Sprechen über das Selbst, das Seelenleben, die Triebe, das Begehren und die Gefühle durch ein ausformuliertes wissenschaftliches Theoriegebäude und durch eine spezifische Methodik sprachlich erst zugänglich gemacht und damit rationalisiert und vergegenständlicht.

Illouz verfolgt nun die Wirkmacht des therapeutischen Diskurses im Rahmen der Ökonomie und betont den Zusammenhang von Unternehmertum, wirtschaftlichen Prinzipien (als rationale Welten) sowie Psychologie, Emotionalität und Intimität (als irrationale Welten): „Während des gesamten 20. Jahrhunderts wurde das Gefühlsleben unter der Ägide des therapeutischen Diskurses mit den Metaphern und der Rationalität des Ökonomischen getränkt und umgekehrt wirtschaftliches Verhalten konsequent von der Sphäre der Emotionen und Empfindungen geprägt. Die Rationalisierung der Gefühle schuf ihr eigenes Gegenstück, das man als ‚Emotionalisierung des ökonomischen Verhaltens‘ bezeichnen könnte“ (ebd., S.108). Hinsichtlich einer Unternehmenskultur findet sich diese Verschränkung exemplarisch etwa im Bedeutungszuwachs teamorientierten Arbeitens, im Abbau von Hierarchien und im Streben nach einer Corporate Identity. Bezüglich eines Umgangs mit Arbeitskräften gewinnen individuelle Persönlichkeitsmerkmale (soziale Kompetenz oder Intelligenzquotient) nicht nur an Bedeutung, sondern werden unter vermeintlich rationalistischen Gesichtspunkten – im Sinne klarer Zusammenhänge von Persönlichkeit und Beitrag zu einer Produktivitätssteigerung und Profitmaximierung – zum Gegenstand von Kalkulationen (vgl. ebd., S. 115 ff.). Inszeniert wird verstärkt eine Unternehmenskultur, die Arbeitskräfte dazu anhält, einen emotionalen Stil zu pflegen (kommunikativ, motivierend, beratend, konfliktlösend, empathisch,...) und sich in emotionaler Selbstkontrolle zu üben. „Emotional kompetent ist, wer zu erkennen gibt, dass er sein innerstes Selbst beherrscht, indem er sowohl auf Distanz zu anderen geht (also Selbstkontrolle übt) als auch Empathie und Freundlichkeit an den Tag legt, die seine Bereitschaft und Fähigkeit zur Zusammenarbeit signalisieren“ (ebd., S. 145). Diese neuartigen Effizienzstrategien der Selbstbeherrschung, Kompromissbereitschaft, Verhandlungskompetenz und Anerkennung stellen jene Techniken einer Selbstkontrolle dar, die Illouz als „kommunikative Ethik“ (ebd., S. 154) bezeichnet. Es sind Ideale, die den Kumulationspunkt von emotionaler Selbststeuerung und wirtschaftlichen Führungsqualitäten darstellen (vgl. ebd., S. 155) und als die Fertigkeiten eines „erfolgreichen Persönlichkeitssystems“ gelten. Illouz bezeichnet diese Fertigkeiten als Dimensionen eines reflexives Selbst: „Denn die eigenartige Mischung aus Eigennutz und Mitgefühl, aus Aufmerksamkeit auf sich selbst und Manipulation anderer bringt einen historisch neuen Typus von Selbst zum Ausdruck, den ich als reflexives Selbst bezeichne. Ein reflexives Selbst hat starke Mechanismen der

Selbstkontrolle internalisiert, um seine Interessen nicht durch die unverhohlene Zurschaustellung selbstsüchtigen Konkurrenzdenkens zu verfolgen, sondern durch die Kunst, soziale Beziehungen zu meistern“ (Illouz 2009, S. 163).

Es ist aber nicht nur das ökonomische Feld, welches über den Einfluss des therapeutischen Diskurses an neuer Gestalt gewinnt, sondern die Überschneidung von Rationalisierung und Emotionalisierung findet ihren Ausdruck auch im Privatleben und in intimen Lebensbereichen. So beschreibt Illouz einen sich veränderten Umgang in der Familie, besonders bezüglich des Verständnisses und der Gestaltung von Paarbeziehungen. Durch die von der Psychoanalyse vorgenommene Trennung von Reproduktion und Lust wird ein Bedeutungswandel der Familie von einer normierten Instanz der Gesellschaftsordnung hin zu einer individualisierten Form, als Verwirklichungsfeld persönlichen Wohlergehens initiiert (vgl. ebd., S. 187). In dem Moment, in dem übergeordnete Normen und Konventionen der Ehe und Familie brüchig werden, gewinnen andere soziale Praktiken an Bedeutung. Individuelle Bedürfnisse, Selbstverwirklichungsstreben und Autonomie gewinnen auch in Beziehungen Gewicht, was sich in veränderten Umgangsformen ausdrückt. Beziehung, Liebe und Sexualität werden Gegenstand von Kommunikation, Interaktion, Aushandlungsprozessen und Entscheidungen und damit zu einer dynamischen Größe, die den Charakter von Arbeit gewinnen.

Anhand einer Vielzahl an ratgebender Literatur zeichnet Illouz eine Rationalisierung von Gefühlen durch Kommunikation nach: Nicht der affektive Ausbruch von Gefühlen, sondern vermehrt die Kontrolle und der Ausdruck von Gefühlen werden in Beziehungen wichtig (vgl. ebd., S. 229f.). Der therapeutische Diskurs (auch im Gewand populärer Ratgeberliteratur und Kurse) liefert hier ein Arsenal an sozialen Techniken der Arbeit an Beziehungen, die diese Rationalisierungsprozesse verdeutlichen: Wertrationalisierung (als Klärung eigener Wertevermittlung), Rationalisierung des Denkens (als Realitätsverarbeitung durch abstrakte und allgemeine Begriffe), Quantifizierung der Gefühle (als Objektivierung der Gefühle und Vorstellung, dass sich Gefühle zählen lassen), Kalkulationstechniken (als Vorstellung, Intimbeziehungen und Gefühle seinen messbare und berechenbare Objekte) und eine Objektivierung von Gefühlen durch Lesen und Schreiben (als Entäußerung, als Loslösung der Gefühle vom Subjekt und als Mittel zur (Selbst-)Kontrolle) führen nach Illouz zu einem standardisierten Management von

Intimbeziehungen und einer Schwächung des Potenzials für Nähe und Verschmelzung (vgl. ebd., S. 253). Damit wird zweierlei deutlich: Zum einen die Angleichung beruflichen und privaten Handelns und Selbstverstehens, zum anderen das Fluide-werden – verstanden als sich ändernde Größen und permanente Herstellungsleistung – vormalig stabiler sozialer Zusammenhänge, wobei die Arbeit – ähnlich wie bei Bröckling – beim Selbst beginnt, was Illouz anhand ihrer Analyse der therapeutischen Erzählung und dem Bedeutungsgewinn der Kategorie „Selbsthilfe“ deutlich macht.

Für Illouz zeigt sich anhand einer gewaltigen aktuellen Selbsthilfeindustrie, die sich u.a. den Themen Intimität, Erziehung, Führungsstärke, Scheidung, Wutmanagement, Diät und Wohlbefinden widmet (vgl. ebd., S. 261) eine historisch gewachsene Allianz zwischen dem therapeutischen Diskurs und dem Ethos der Selbsthilfe, die sich dadurch ausdrückt, dass sie den Dimensionen der Selbstverwirklichung, Selbsterfüllung und Selbstverantwortung besonders große Bedeutung beimisst und dabei die Erzählung des Selbst und die Konzeption von Identität grundlegend verändert haben.

Als Paten dieses Wandlungsprozesses führt sie einerseits Rogers (mit dessen Idee einer anthropologischen Tendenz zur Selbstverwirklichung) und Maslow (mit dessen Synonymisierung eines natürlichen Strebens nach Selbsterfüllung und Gesundheit, verstanden als Verwirklichung menschlichen Selbstseins) auf (vgl. ebd., S. 269 ff.). Illouz schließt daraus: „Selbstverwirklichung in den Mittelpunkt von Modellen des Selbst zu stellen, hatte zur Folge, dass die meisten Leben auf einmal 'nicht selbstverwirklicht' waren“ (ebd., S. 270f.) und bezeichnet dies als Kernprinzip der Erfolgs therapeutischer Wirkmacht, der hinsichtlich einer Subjektivierung eins schafft: Ein krankes und ein zu steter Arbeit am Selbst aufgerufenes Subjekt. Institutionalisiert in und vermittelt durch gesellschaftliche Felder des Staates, des Marktes und der Zivilgesellschaft werden Selbstverwirklichung und Selbsthilfe zu einem Gebot, seelische Gesundheit zu einer Ware und das Gefühlsleben wird lenkungs- und kontrollbedürftig (vgl. ebd., S. 287).

Sie stellt zusammenfassend für die therapeutische Erzählung⁷ acht Merkmale heraus, die die Bedürfnisse und Sehnsüchte heutiger Männer und Frauen widerspiegeln und zugleich

7

Unter der therapeutischen Erzählung versteht Illouz die Schlüsselkategorie, mit der sich verstehen lassen soll, „wie das Selbst kulturell konstituiert wird, wie es mit anderen kommuniziert und wie man sich einen Reim auf den eigenen Platz in einer bestimmten Umwelt macht“ (ebd., S. 289).

das Selbstverständnis formen und leiten: Durch den mobilen und flexiblen Charakter der therapeutischen Erzählung, die sich mit widersprüchlichen Gefühlen befasst und somit keinen spezifischen Inhalt behandelt, sondern einen größtmöglichen Pool an Intensitäten abdeckt, können erstens sowohl individuelle Probleme als auch geteilte gemeinsame Probleme thematisiert werden, mit dem Effekt einer Organisation von Gemeinschaften, die ein Leid teilen. Zweitens liefert die Erzählung zwei konträre Konstruktionen des Selbst, das zugleich als Patient und Konsument angerufen wird, als führungs- und fürsorgebedürftig, als Opfer sozialer Umstände und als Autor des eigenen Lebens (vgl. ebd., S. 308f.). Mit dem Erklärungsmuster der Betonung der vergangenen Lebensgeschichte als Quelle des Leidens, und dem gleichzeitigen Verweis auf die Bearbeitungsmöglichkeit erfahrener Konflikte zwecks zukünftiger Erlösung, ist die Erzählung drittens sowohl rückwärts- als auch vorwärtsgewandt. Viertens überantwortet die Erzählung das seelische Wohlergehen an die Individuen selbst (notwendig ist die Arbeit am Selbst, die man selbst leisten muss), befreit aber durch den Verweis auf die Erfahrungen in Kindheit und Familie von Schuldgefühlen. Fünftens werden die Arbeit am Selbst und die Selbstveränderung durch einen möglichen dialogischen Charakter dieser Arbeit (bspw. Selbsthilfegruppen) bezeugt, was Anerkennungserfahrungen ermöglicht. Sechstens erlaubt die Erzählung durch ihre Übertragbarkeit, dass sich Individuen (Ehegatten, Enkelkinder, etc.) als ebenfalls kranke Individuen entwerfen (Gefühlserbschaft). Siebtens spricht die Erzählung über die Betonung des Gefühlslebens und der Praxis einer Selbststeuerung Männer und Frauen in gleichem Maße an.

Letztlich vermengt die therapeutische Erzählung private Emotionalität und öffentliche Normen, in dem Sinne, dass sie durch die Popularisierung ihrer Argumentationslogik ermöglicht, persönliches Leiden in der Öffentlichkeit darzustellen und zu verhandeln (vgl. ebd., S. 311). Damit wird nach Illouz die Erzählung über das Selbst zu einer „Erzählung in Aktion“, verstanden als „Erzählung über den Prozess des Verstehens, Bearbeitens und Lösens (oder Nichtlösens) der eigenen Probleme“ (ebd., S. 327).

Es sind aber nicht nur die Erfolgskriterien der therapeutischen Erzählung und deren innewohnenden Um- und Be-deutungen hinsichtlich der Definitionen von Gesundheit/Krankheit und Verantwortung/Schuld, die Illouz darstellt, sondern sie versucht weiterhin die Erzählung und ihre Auswirkungen an die Gesellschaftsstruktur rückzukoppeln. In Bezug auf psychologisch informierte Verfahren, auf

Persönlichkeitstests, auf Kategorien wie emotionale Intelligenz und soziale Kompetenz versucht Illouz deutlich zu machen, inwiefern Gefühle und Intimität als soziale Ressourcen verstanden werden können. Die Vorstellung von ‚Persönlichkeit‘ als „strukturiertes Bündel von Einstellungen und Gefühlen“ (ebd., S. 336) und emotionale Intelligenz, als Messgröße der „Handhabung und Selbststeuerung von Gefühlen“ (ebd.) fanden und finden ihren Anklang in wirtschaftlichen Organisationsformen als Kriterien für Einstellungen und für berufliche Erfolgsmöglichkeiten und werden somit zu einflussreichen Größen für die soziale Positionierung.

In Rückgriff auf Bourdieu bezeichnet Illouz diese Transformation der Gefühle als „Konvertierung des emotionalen Stils in eine soziale Währung bzw. in Sozialkapital“ (ebd., S. 359) und bindet dies an aktuelle Bedingungen kapitalistischer Gesellschaften: „Der zeitgenössische Kapitalismus erfordert symbolische und emotionale Kompetenzen, die einem dabei helfen, mit einem großen Spektrum an sozialen Situationen und Personen in komplexen, sich verändernden und unsicheren Märkten zurechtzukommen“ (ebd.) und verlangt dabei eine umsichtige Steuerung des Selbst. Was hier erneut an die von Bröckling dargestellten Ökonomisierungsprozesse erinnert, wird von Illouz durch eine weitere Dimension ergänzt. Nicht nur die Bedeutung von Gefühlswelten hinsichtlich ihrer ökonomischen Nutzung (Management, Kontrolle) verweist auf verwischte Sphären von Arbeit und Emotionalität, sondern auch Intimität und Wohlbefinden werden zu gesellschaftlichen Gütern, die durch unterschiedliche emotionale habituelle Strukturen (etwas ausgedrückt in Kommunikationsfähigkeit, Empathie, etc.) unterschiedlich leicht erreicht werden können, bzw. ungleich verteilt sind. Illouz plädiert für eine Soziologie der Gefühle, die es erlaubt, soziale Ungleichheit und gesellschaftliche Struktur nicht nur über den Besitz anerkannter Güter wie Geld oder Prestige zu analysieren, sondern den ungleichen Zugang zu „eudämonischen Gütern, zu immateriellen Gütern, die das gute Leben ausmachen“ in den Blick zu nehmen (vgl. ebd., S. 391).

Zusammenfassend kann somit gesagt werden, dass sich der von Illouz dargestellte Erfolg der therapeutischen Erzählung auf zweierlei Weise äußerst erfolgreich niedergeschlagen hat: Zum einen findet sich eine Neubestimmung des Subjekts, welches dazu angehalten und welchem es auch möglich ist, stets an sich Selbst und der eigenen Gefühlswelt zu arbeiten. Dabei gewinnen Emotionalität und Intimität hinsichtlich der Kategorien Wohlbefinden bzw. Glück an Bedeutung. Diese werden nicht nur ohnehin im Rahmen

von Organisationsstrategien des Marktes an gesellschaftliche Erfolge verknüpft (ablesbar in Persönlichkeitstests und Stellenprofilen), sondern werden zum anderen selbst zu Kategorien sozialer Ungleichheit durch ihre Transformation in gesellschaftliche Ressourcen. Emotionalisierung und Rationalisierung fallen somit zusammen, strategischer Eigennutz und emotionale Reflexivität gehen ineinander über und „das Selbst ist zur wichtigsten Bühne geworden, auf der die Widersprüche der Moderne gemanagt werden sollen“ (ebd., S. 401).

3.3. Zusammenfassung

Zusammenfassend lassen sich folgende Gemeinsamkeiten herausarbeiten:

Als charakteristisch für die Art und Weise, was ein spätmodernes Subjekt ausmacht und was von ihm erwartet wird, kann insbesondere die starke Betonung der Selbstverantwortlichkeit, Souveränität und Autonomie gelten. Eine stete Selbstopтимierung des unternehmerischen Selbst, eine fortdauernde Selbstinterpretationsarbeit des reflexiven Selbst und die Anforderung nach Selbstverantwortlichkeit zeichnen die Konturen einer normativen Folie, anhand derer sich Subjektvorstellungen orientieren. Steter Arbeit und Selbstführung liegt dabei die Motivation inne, ein höheres Maß an besonders erstrebenswerten Zuständen zu erreichen. Wohlbefinden, Glück, Lebensqualität und Gesundheit scheinen hier als Marker einer gelingenden Selbstverwirklichung und eines gelingenden Lebens von großer Bedeutung geworden zu sein und können gar als gesellschaftlich anerkannte Kriterien von Erfolg beschrieben werden, mit folgenden Konsequenzen: Ein gelingendes Leben ist von umfassender Reichweite. Sämtliche Teilbereiche der alltäglichen Lebensführung, vom privaten über das öffentliche Leben bis hin zum gefühlten Innenleben – ob Gesundheit, Freizeit, Familie, Beruf oder Beziehung – sind nicht nur gestaltbar, sondern zu reflektieren und optimierbar. Diese individuelle Handlungsaufgabe ist von andauernder Relevanz, da die Aufgabe zur steten Selbstkritik und Verbesserung kein Erreichen zulässt. Damit produziert diese Subjektvorstellung gleichzeitig ein unzulängliches und unsicheres Individuum bei gleichzeitigem Verweis auf Selbstverantwortlichkeit und Autonomie. Erreicht werden können diese Ziele nur durch Handeln und Engagement der Individuen selbst. Soziale Möglichkeitsräume als Bedingungen, die Selbstentfaltung fördern oder

hemmen, geraten hierbei in den Hintergrund, denn es liegt in der Verantwortung des Einzelnen, Chancen zu erkennen, wahrzunehmen oder zu schaffen.

Im Folgenden werden die hier aufgeführten aktuellen gesellschaftlichen Bedingungen nun an ebenfalls bereits dargestellte erziehungswissenschaftliche Diskurse gekoppelt und gerade im Hinblick auf die Bedeutung einer Kategorie des Wohlbefindens untersucht. Inwiefern lassen sich Momente des Unternehmerischen, Reflexiven und der Erschöpfung im Rahmen des Aufwachsens, der Familie und Erziehung identifizieren und welcher Rolle spielt dabei die Kategorie des Wohlbefindens?

4. Gute Kindheit, gute Eltern und gute Erziehung

Anhand der dargestellten aktuellen Diskurse konnte dargestellt werden, inwiefern vermeintliche Gewissheiten in Bezug auf Heranwachsende, Elternschaft und Familie im Rahmen eines gesellschaftlichen Wandels neue Kontroversen provozieren und Selbstverständnisse vermehrt in Frage gestellt werden müssen. Doch wo Pluralisierung, Optionssteigerung und erhöhte Flexibilität vielleicht ein postmodernes Bild eines „anything goes“ in Erinnerung rufen, stellt sich nicht nur die Frage nach neuen Aufmerksamkeiten für Kindheit und Familie, sondern auch danach, welche Richtlinien und Werthorizonte diesen Aufmerksamkeiten inhärent sind, welche Funktionalitäten mit Bedeutung ausgestattet werden und wie dies geschieht, wie Normalität gefasst und legitimiert wird und welche Konventionen in Anschlag gebracht werden, kurz: es geht um die Orientierungsmuster, an denen Individuen ihr soziales Handeln ausrichten (können, sollen oder müssen), wobei diese Orientierungsmuster es auch gleichzeitig erlauben, soziale Praxis zu kommentieren und zu bewerten. So stellt sich insbesondere die Frage, was unter einer guten Kindheit, guten Eltern und richtiger Erziehung verstanden werden soll und weniger, was darunter zu verstehen ist. Dies stellt auch den Anknüpfungspunkt zu den vorgestellten Subjektivierungstheorien dar, deren Anliegen es ist, Rationalitäten und Technologien zu untersuchen, die, gefasst als Machtpraktiken, bestimmte Verhaltensweisen fördern und andere unwahrscheinlicher zu machen bemüht sind (vgl. Bröckling et al. 2004, S. 9).

Im Folgenden sollen daher erziehungswissenschaftliche Ansätze vorgestellt werden, die gegenwärtige Konstruktionsprinzipien von Kindheit, Elternschaft und Erziehung kritisch und machtanalytisch in Augenschein nehmen.

4.1. Perspektiven der Kindheits- und Jugendforschung

Schließt man an eine sozialwissenschaftliche Kindheitsforschung an, dann lässt sich zunächst deren grundlegende Perspektive auf Kindheit mit Klinkhammer (vgl. 2014, S. 17) folgendermaßen bestimmen: „Jede historische Epoche ist, so die Annahme des sozialkonstruktivistischen Forschungsstrangs in der Kindheitsforschung, geprägt von sozialen, kulturellen, wirtschaftlichen und zeithistorischen Bedingungen, die Kindheit als ‚soziales Phänomen‘ neu bestimmen und damit verändern“. Dieser Ausgangspunkt findet sich in den diversen Forschungsschwerpunkten, die Joos et al. 2018 (vgl. ebd., S. 8) für die „neuere sozialwissenschaftliche Kindheitsforschung“ bzw. im internationalen Kontext für die „Childhood studies“ ausdifferenzieren (vgl. auch Fangmeyer/Mierendorff 2017). So finden sich Arbeiten zu vorherrschenden sozialen (Leit-)Bildern und Normen von Kindern (vgl. Betz/Bischoff 2018), Arbeiten, die den Umgang mit Kindern betrachten und Fragen nach der Hervorbringung von Kindheit in pädagogischen Institutionen stellen (vgl. z.B. Eßer 2013), Untersuchungen von kindlichen Lebensweisen und deren Handlungsfähigkeit (vgl. Kelle 2009), Analysen einer generationalen Ordnung (vgl. Knoll 2018; Honig 2009) und historische Analysen sich verändernder Bedingungen und Ausgestaltungen von Kindheit (vgl. Klinkhammer 2014)⁸. Kindheit wird hier somit als „Bündel von Diskursen“ (Hengst/Zeihner 2005, S. 15) gefasst und es stellt sich im Folgenden insbesondere die Frage, wie der Diskurs um eine „gute Kindheit“ aktuell gefüllt wird.

Betrachtet man aktuelle Vorstellungen über Kindheit, so lässt sich ein Begriffsfeld erkennen, welches i. d. R. polarisierende Bestimmungen enthält. So spricht Simon (2018)

⁸ Zur Übersicht siehe u.a. Honig 2009; Braches-Chyrek et al. 2012; Fangmeyer et al. 2017; Betz et al. 2018a.

zum einen von Vorstellungen einer „Bildungskindheit“ (verbunden mit früh zu fördernden Bildungsprozessen), der Vorstellungen einer „Bilderbuchkindheit“ (romantisierte Vorstellung einer behüteten Kindheit) gegenüberstehen und die im Rahmen gesellschaftlicher Verhältnisse und Wertesysteme als entweder „belastete Kindheit“ oder „gute Kindheit“ beurteilt werden (vgl. ebd., S. 18). Prinzipiell kann gesagt werden, dass der (auch jeweils historisch spezifische) Kontext diverser Lebensverhältnisse – und damit sozialer Ungleichheiten – gekoppelt an Vorstellungen, die für sich Allgemeingültigkeit beanspruchen⁹, zu spezifischen Bestimmungen und Bewertungen von Kindheit führen. Dies zeigt sich exemplarisch an den Zuschreibungen eines „Verlusts der Kindheit“ (Postman 2000), einer „defizitären Kindheit“ (vgl. Fölling-Albers 2008), „riskanten Kindheit“ (vgl. Haubl et al. 2009), „schlechten Kindheit“, „problematischen Kindheit“ (vgl. Bühler-Niederberger 2011), oder auch einer „Risikokindheit“ (vgl. Kelle/Mierendorff 2013) und auf der anderen Seite einer „behüteten Kindheit“ und einer „guten Kindheit“.

Ähnliche Ansätze, die den Konstruktionscharakter von „Jugend“ betonen, finden sich auch in der Jugendforschung (vgl. Schroedter 2017) und es ergaben und ergeben sich im Hinblick auf diese gesellschaftstheoretischen Überlegungen eine Vielzahl an Konsequenzen. Es kann mit Heitmeyer et al. (2011) festgehalten werden, dass die Jugendphase „als ein bevorzugtes Objekt für die Erforschung der Auswirkungen gesellschaftlicher Individualisierungsprozesse“ (ebd., S. 11) gelten kann, da sie als Übergangsphase geradezu dafür prädestiniert zu sein scheint, „das Zusammenwirken soziostruktureller Gelegenheitsstrukturen, institutioneller Kanalisierungen und subjektiver Gestaltungsleistungen“ (ebd., S. 12) beobachten zu können. Die Thesen zum „Verschwinden der Jugend“ (vgl. Trotha 1982), zur „Entstrukturierung der Jugendphase“ (vgl. Olk 1985) oder auch zur „Ausdehnung der Jugendphase“ (vgl. Hurrelmann/Quenzel 2016) beziehen sich unmittelbar auf Enttraditionalisierungs- und Individualisierungsprozesse, die hinsichtlich der Jugendphase ab den 1980er Jahren beobachtet werden konnten und verdeutlichen den gesellschaftswissenschaftlichen Blick

⁹ Diese Vorstellungen können auch als Bilder von Kindheit beschrieben werden. So zeigt Honig (1999) auf, inwiefern sich das Bild einer idealisierten „Entwicklungs-kindheit“ zur dominierenden Vorstellung über Kindheit im 20. Jahrhundert (in westlichen Industrienationen) entwickelt hat (vgl. auch Bischoff/Knoll 2015; Mierendorff 2010).

auf Jugend. Inhaltlich werden diese Momente der Entgrenzung insbesondere durch den Bezug auf die beiden Lebensphasen Kindheit und Erwachsenenalter gefasst: Einerseits sind Vorverlagerungen bspw. hinsichtlich des Konsumverhaltens und sexueller Erfahrungen wahrzunehmen (vgl. Hoffmann 2011; Neubauer 2011), andererseits werden Verlängerungen der Jugendphase thematisiert, wenn man die eigenverantwortliche Berufstätigkeit und Gründung einer eigenen Familie als Marker für das Erwachsenenlebens betrachtet. „Diese Verlängerung der Jugendphase ist sowohl Resultat der Bildungsexpansion, der immer später erfolgenden Übergänge in Arbeitsmarkt und Beschäftigung, als auch ein Ergebnis der verzögerten Übergänge in die Mutter- oder Vaterrolle oder des Auszuges aus dem Elternhaus“ (Heitmeyer et al. 2011, S. 12). Jugend als klar benennbare sozialwissenschaftliche Größe scheint damit immer mehr zu entgleiten¹⁰. Aus einer erziehungswissenschaftlichen und pädagogischen Perspektive ergibt sich die weitere und auch dringendere Konsequenz, denn die angesprochenen gesellschaftlichen Verhältnisse wirken sich aus, unabhängig davon, ob man von Jugend als klar umrissener Lebensphase noch sprechen kann oder nicht.

Anhand der empirischen Jugendforschung, etwa den Shell Studien, lassen sich die Auswirkungen und Zusammenhänge der gesellschaftlichen Bedingungen auf die Jugend recht anschaulich verfolgen und die „Schatten“- und „Sonnenseiten“ (Heitmeyer et al. 2011, S. 12) der Individualisierung gewinnen an Konturen. Spätestens seit den Ergebnissen der Shell Jugendstudie 1997 (vgl. Jugendwerk der Deutschen Shell 1997) und der Ankunft der Krise in der Jugend, stellen sich Fragen nach dem Umgang der Jugendlichen mit unsicherer gewordenen sozialen Bedingungen. Unsicherheiten hinsichtlich der Übergänge von Schule ins Berufsleben, Arbeitslosigkeit, bestehende soziale Ungleichheit, Armut, Leistungsansprüche, schwer vorhersehbare Risiken der alltäglichen Lebensführung, Entscheidungsdruck, Konkurrenz und Destandardisierung (vgl. Heitmeyer et al. 2011, S. 19f.) stellen für Jugendliche akute Herausforderungen dar.

10

An der Stelle soll darauf aufmerksam gemacht werden, dass sich die Frage auch anders stellen lassen könnte: Was bedeutet eigentlich Erwachsensein unter aktuellen Bedingungen? Hängen beide Lebensphasen nicht unmittelbar zusammen? Wenn sich Übergänge angesichts einer Destandardisierung von biographischen Verläufen - verstanden als soziale Integrationsprozesse und Aneignungsprozessen von gesellschaftlichen Wertorientierungen und Normen - nicht mehr ohne weiteres benennen lassen, dann geht auch ein klares Bild vom Erwachsen-sein verloren.

Um diese bewältigen zu können, bedarf es einer flexiblen Ausgestaltung des Lebensentwurfs. Voraussetzung dafür ist eine „hohe persönliche Definitions- und Organisationsleistung. [...] Von jedem einzelnen Individuum werden hohe Eigenleistungen bei der Gestaltung und Sinngebung des eigenen Lebens verlangt“ (Hurrelmann/Quenzel 2016, S. 19). Hier münden somit Bedingungen und Erwartungen in Subjektadressierungen und verlagern Verantwortlichkeiten in die Individuen selbst. „Die Mitglieder dieser individualisierten Gesellschaft – „Erwachsene, Jugendliche und zunehmend auch Kinder – werden zu selbstverantwortlichen Akteuren ihrer eigenen Zukunft, müssen sich also ihre Biografie selbst ‚zusammenbasteln‘“ (Mierrendorff/Olk 2010, S. 135).

Geht man von den vorgestellten Subjektivierungstheorien aus, dann erfordert die globale Spätmoderne vor allen Dingen ein Subjekt, das lernt sich selbst zu organisieren, sich selbst zu gestalten und das dazu angehalten ist, sich stets zu optimieren. Selbstbewusstsein sein Leben gestalten zu können kann als Maßstab unserer individualisierten Gesellschaft gelten, wobei dies ein ständig zu vollziehender und unabgeschlossener Akt zu sein scheint, geht es doch verstärkt um die ständige Aktualisierung und Verbesserung des eigenen Selbst, des eigenen Lebens. Diese Selbstoptimierung, gefasst als „Arbeit am Selbst“ (Mayer/Thompson 2013, S.7), findet sich gerade in Bröcklings Figur des unternehmerischen Selbst wieder. Bezeichnungen für Heranwachsende als „sich selbst bildende Subjekte“ (Gaupp/Lüders 2015, S. 61) oder als „unternehmerisches ‚Lernselbst‘“ (Helsper 2015, S. 137), das sich eigenverantwortlich und selbstdiszipliniert zeigt (vgl. ebd.), zeugen davon, dass diese Erwartungen auch an Jugendliche gerichtet werden. Dabei sollen die geforderten Kompetenzen an Flexibilität, Mobilität, Bildung und Kreativität nicht nur dazu dienen, um in dieser Welt zurechtzukommen, sondern auch um glücklich zu sein, um sich wohlfühlen.

Inwiefern entsprechen Heranwachsende nun diesen hohen Anforderungen und Erwartungen? Hier zeigt sich insbesondere anhand der Diskurse um „Jugend als Problem“ (vgl. Griese et al. 2003) oder „Problemverhalten und Entwicklungsprobleme“ (Hurrelmann et al. 2014, S. 69ff) – gleichwohl weniger von einer „guten“ Jugend gesprochen wird – inwiefern auch jugendliche Heranwachsende an der Bewältigung objektiver Anforderungen gemessen werden. So können einerseits insbesondere aktuelle Bildungs- und Kompetenzdiskurse (vgl. Grunert 2012) als Inhalte interpretiert werden,

die die objektiven Anforderungen positiv füllen – anschaulich zu verfolgen in der Debatte um die PISA Studien – wohingegen andererseits Diskurse um jugendliches „Problemverhalten“, wie etwa Devianz, Schulverweigerung oder Drogenkonsum, deutlich machen, inwiefern es zu „Fehl-Passungen“ (ebd., S. 69) hinsichtlich der sozialen Erwartungen bei Jugendlichen kommen kann. Beides macht deutlich, dass hier durchaus von Gelingen und Scheitern einer „guten“ Jugend gesprochen werden könnte.

Betrachtet man nun wie eine „gute Kindheit“ – unabhängig von Alterskategorien und Fachbereichen – aktuell thematisiert wird, dann kann mit Joos et al. (2018) festgehalten werden, dass hier drei zentrale Kristallisationspunkte identifiziert werden können: „Das Child Well-Being bzw. Wohlbefinden von Kindern, das Kindeswohl sowie die ungleichen Kindheiten. Diese drei Kristallisationspunkte sind auf je unterschiedliche Art und Weise mit verschiedenen gesellschaftlichen Teilsystemen wie dem Recht, der Wissenschaft, der Politik, der Familie, dem Bildungssystem oder dem Kinder- und Jugendhilfesystem (Fachpraxis) verknüpft, wobei jeweils implizite und explizite Vorstellungen 'guter Kindheit' eine maßgebliche Rolle spielen“ (ebd., S. 11).

4.2. Exkurs: Wohlbefinden

Wie in den sich im Anhang befindlichen Artikeln „Familiäres Wohlbefinden“ (vgl. Oliveras/Berg 2019), „Jugendliches Wohlbefinden in der Spätmoderne: Wie selbstzufrieden sind Jugendliche und wie blicken sie in ihre Zukunft?“ und im Kapitel „Das Wohlbefinden von Kindern und Jugendlichen – empirischer Bezugsrahmen“ (Ecarius et al. 2017, S. 171-204) dargestellt, handelt es sich bei der Kategorie „Wohlbefinden“ um eine Größe, die vorrangig im Rahmen der Kindheitsforschung im Fokus der Aufmerksamkeit steht. Gleichzeitig wird aufgrund der Multidimensionalität eines „Wohlbefindens“ deutlich, wie unterschiedlich – und damit schwierig für die Vergleichbarkeit diverser Studien – „Wohlbefinden“ gefasst wird. Hinzu kommt eine enorme inhaltliche Nähe – oder gar synonymen Gebrauch – zu weiteren Begriffen wie etwa „Lebensqualität“, „Wohlergehen“, „Glück“ und „Gesundheit“.

Im Folgenden sollen v.a. die den Konzepten grundlegenden Gemeinsamkeiten dargestellt werden, um deutlich zu machen, inwiefern Wohlbefinden als aktueller Werthorizont erzieherischer Leistungen verstanden werden kann, der zwar verstärkt in der

Kindheitsforschung diskutiert wird, aber auch für die Jugendforschung von besonderem Interesse ist. Dies gilt zum einen für eine Perspektive, die Jugendliche in familiären und institutionellen Kontexten betrachtet und zum anderen Jugend als soziale Konstruktion, als Gegenstand von gesellschaftlichen Erwartungen, Ansprüchen und Herstellungsleistungen fasst.

Wie bereits daraufhin aufmerksam gemacht worden ist, steht insbesondere das Konzept eines Wohlbefindens von Kindern und das gestiegene Forschungsinteresse daran in einem Zusammenhang zu einer Neuorientierung der Kindheitsforschung einerseits, die nicht nur mehr auf ein Well-Becoming sondern auch ein Well-Being von Kindern fokussiert und andererseits zu einer rechtlichen Grundlegung von ausformulierten und erweiterten Kinderrechten, wie sich in der UN Kinderrechtskonvention (vgl.) und in den von der UNICEF postulierten Grundrechten von Kindern finden, die eine Zusammenfassung der 54 Artikel der Kinderrechtskonvention darstellen (vgl. Ben Arieh 2008, S. 6; Baader 2014; Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 2014a). Mit Blick auf die 54 Artikel der Kinderrechtskonvention werden allgemein zwischen Versorgungsrechten¹¹, Schutzrechten¹², kulturellen Rechten und Informations- und Beteiligungsrechten¹³ unterschieden. Dabei gilt dem „Wohl des Kindes“ (Artikel 3.1) besondere Aufmerksamkeit, welches neben dem „Recht auf Gleichbehandlung“, dem „Recht auf Leben und persönliche Entwicklung“ und dem Recht auf gesellschaftliche Teilhabe zu den Grundprinzipien der Konvention gehört (vgl. UNICEF 2011, S. 2). Wie Bertram et al. (2011) hinsichtlich einer historischen Betrachtung der Formulierung von Kinderrechten von der Children's Charta (1924) bis hin zur Verabschiedung der UN-

¹¹ Dazu gehören: Gesundheitsversorgung, Bildung, Lebensbedingungen, Ernährung und Kleidung, eine menschenwürdige Wohnung und auf soziale Sicherheit. Auch das Recht auf eine persönliche Identität und einen rechtlichen Status als Bürger eines Landes (vgl. UNICEF 2012, S. 3).

¹² Recht auf Schutz vor körperlicher oder seelischer Gewaltausübung, vor Misshandlung oder Verwahrlosung, vor grausamer oder erniedrigender Behandlung und Folter, vor sexuellem Missbrauch, vor wirtschaftlicher oder sexueller Ausbeutung und auch auf Schutz vor Drogen. Die Staaten verpflichten sich, Kinder vor Entführung und Kinderhandel zu bewahren, ihnen im Krieg, auf der Flucht oder bei Katastrophen besonderen Schutz zu gewähren, Minderheitenrechte zu achten und über Kinder nicht die Todesstrafe zu verhängen.

¹³ Kinder haben ein Recht auf freie Meinungsäußerung und auf freien Zugang zu Informationen und Medien. Sie haben Anspruch auf kindgerechte Information. Die Staaten müssen das Recht der Kinder auf Gedanken-, Gewissens- und Religionsfreiheit achten. Sie müssen die Privatsphäre und die persönliche Ehre von Kindern schützen. Kinder haben ein Recht auf Freizeit und Beteiligung am kulturellen und künstlerischen Leben (Art. 12-17, 31).

Kinderrechtskonvention betonen, „liegt der entscheidende Fortschritt vor allem darin, dass es nun beim Wohlergehen von Kindern nicht mehr allein um den Schutz und die Unversehrtheit des Kindes geht. Vielmehr sollen Kinder, entsprechend ihrer Entwicklung, in ihren eigenen Angelegenheiten gehört werden und ihre Angelegenheiten auch selbst aktiv mit gestalten“ (Bertram et al. 2011, S. 8).

Entwicklung und Wohlbefinden werden nicht mehr nur in Bezug auf Bildungsleistungen und Kompetenzen (wie etwa in den PISA Studien, OECD) und das materielle Wohlbefinden (EU) gefasst, sondern Wohlbefinden wird vermehrt in einem Zusammenhang mit „ihrer gesundheitlichen Situation, der Sicherheit, mit der sie sich in ihrer Umwelt bewegen können, den Verhaltensrisiken, denen sie ausgesetzt sind, ihrem materiellen Wohlbefinden und nicht zuletzt mit ihrem persönlichen Umgang mit Eltern, Geschwistern oder Freunden betrachtet und untersucht (vgl. ebd., S. 5). Eine weitere Ergänzung findet sich durch den Schwerpunkt, den bspw. die UNICEF in ihr Modell eines Wohlbefindens von Kindern integriert. „UNICEF versteht seine Anwaltsrolle für Kinder auch in dem Sinne, dass Kinder entsprechend ihrer Entwicklung sehr wohl in der Lage sind, ihre eigenen Angelegenheiten wie auch Aspekte ihrer Lebensumwelt genauso gut einzuschätzen wie Erwachsene. Kinder sind in ihren Urteilen zumeist sehr realistisch und können auch sehr gut abschätzen, wie ihre Umwelt mit ihren Bedürfnissen und ihren Perspektiven umgeht“ (ebd., S. 5-6). Hier gewinnen die subjektiven Einschätzungen der Kinder hinsichtlich ihres persönlichen Wohlbefindens an gleichwertiger Bedeutung (vgl. ebd., S. 5). In diesem Sinne änderten auch 2011 die OECD und die EU ihre Perspektive. Darin zeigt sich die bereits angesprochene veränderte Perspektive auf Kinder (Kinder als Akteure), die sich auch in der Ausformulierung und theoretischen Fassung der Kategorie Wohlbefinden – als subjektives Wohlbefinden – widerspiegelt.

An dieser Stelle kann festgehalten werden, dass die Kategorie des Wohlbefindens hinsichtlich einer objektiven und subjektiven Dimension unterschieden wird. Um diese beiden Dimensionen deutlicher zu machen, lohnt sich der Blick in die unterschiedlichen Forschungsansätze zum einen der Lebensqualitäts-, Sozialindikatoren-, Gesundheits- und Glücksforschung, zum anderen der Psychologie, in der das Bemühen, „Wohlbefinden“ umfassend und klar zu operationalisieren, groß ist. Im Folgenden sollen daher, auch in Bezug auf die angesprochenen eigenen Veröffentlichungen, wissenschaftliche Ansätze zum Wohlbefinden zusammengefasst werden, um die unterschiedlichen Dimensionen

vorstellen zu können, die prinzipiell nicht nur zur Erfassung eines kindlichen Wohlbefindens dienen, sondern auch als Maßstäbe zur Erfassung des Wohlbefindens von Heranwachsenden, die unabhängig des jeweiligen Alters, noch in familiären und institutionellen Kontexten leben und sich mit den dort aufzufindenden Umständen und Bedingungen auseinandersetzen müssen.

4.2.1. Wohlbefinden: Zwischen objektiven Bedingungen und subjektiven Beurteilungen

Auch in der Lebensqualitäts- und Sozialindikatorenforschung werden zum einen soziale und ökonomische Indikatoren – und damit „objektive feststellbare Ausstattungs- und Bestandsgrößen“ (Schulz 2008, S. 121) – betrachtet, zum anderen aber auch individuelle Wahrnehmungen, Bewertungen und Emotionen hinsichtlich der Lebensqualität. Für das internationale Forschungsfeld der „Quality of Life“ Forschung stellt Schulz als charakteristisch heraus, dass in den diversen Perspektiven, etwa des „Subjektive Well Being Approaches“, der Zufriedenheitsforschung und der Glücksforschung, die subjektiven Vorgänge im Zentrum des Interesses stehen (vgl. ebd., S. 121).

In der Sozialindikatorenforschung ist der Terminus „Wohlbefinden“ damit ein integraler Bestandteil der Untersuchungen, der nach Schupp (2014) und Mayerl (2001) auf die beiden „Pioniere der Sozialindikatoren-Bewegung“ (Schupp 2014, S. 1) Krupp und Zapf zurückzuführen ist, die bereits in den 1970er Jahren für das Konzept der Lebensqualität, verstanden als „ganz allgemein das von den Individuen wahrgenommene Ausmaß der Bedürfnisbefriedigung“ (Schupp 2014, S.1), geworben haben. Dies wird von Mayring (2007, S. 197) als Initiierung des sogenannten „Zweikomponentenmodell[s] der Lebensqualität“ bezeichnet, welches aus einer subjektiven Komponente (subjektives Wohlbefinden) und den objektiven Lebensbedingungen (Einkommen, Gesundheit, Sicherheit, etc.) besteht.

„Subjektives Wohlbefinden ist also als individuell-subjektiver Teil von Lebensqualität ein psychischer Zustand der Selbstbewertung, welcher [...] Zufriedenheit, Glück, Besorgnis, Anomiezustände, Resignation, Dissonanz und/oder Deprivation umfasst“ (Mayerl 2001, S. 4). Dabei wird Zufriedenheit „als die kognitive Bewertung der Lebensbedingungen aufgrund von Vergleichsprozessen mit wichtigen sozialen Bezugsgruppen und eigenen

Erwartungen“ (ebd., S. 6) definiert, während Glück sich als ein „affektiver Zustand durch das Verhältnis positiver und negativer Erfahrungen und Erlebnisse anhand eines individuellen Maßstabs äußert“ (Glatzer und Zapf 1984, S. 178).

Diesen unterschiedlichen Ausprägungen von messbaren objektiven Bedingungen (Einkommen, Sicherheit, etc.) einerseits und individuellen Einschätzungen der eigenen „Verfassung“ andererseits begegnet die Psychologie durch eine Vielzahl an Versuchen, die subjektive Dimension klarer zu fassen. Hervorzuheben sind die Studien von Diener und dessen Forschungsgruppe (Diener 2000, 2006). Diese versuchen, „die verschiedenen Konzepte von SWB [subjektives Wohlbefinden, d. A.] zu strukturieren und in einen einheitlichen theoretischen Rahmen zu integrieren“ (Grüner/Pinquart 2008, S. 229). Sie unterscheiden in affektive und kognitive Komponenten des subjektiven Wohlbefindens. Die affektive Komponente betrifft positive (Freude, Begeisterung, Glück etc.) als auch negative Gefühle (Angst, Ärger, Neid etc.), wobei es hinsichtlich des Wohlbefindens auf deren Relation ankommt. Die kognitive Komponente beinhaltet demgegenüber die Einschätzung der eigenen Zufriedenheit (vgl. Frank 2010, S. 33)¹⁴.

Dies verweist auf die Möglichkeit, Wohlbefinden auch zeitlich situativ fassen zu können, was sich etwa bei Becker (1991, S. 13ff.) findet. Um eine allgemeine „Terminologie und Struktur des Wohlbefindens“ anbieten zu können, unterscheidet dieser in einem ersten Schritt ein „aktuelles Wohlbefinden“ von einem „habituellen Wohlbefinden“. Aktuelles Wohlbefinden ist für Becker ein Oberbegriff „zur Charakterisierung des momentanen Erlebens einer Person, der positive getönte Gefühle, Stimmungen und körperliche Empfindungen sowie das Fehlen von Beschwerden umfasst“ (ebd., S. 13). Dagegen handelt es sich bei einem habituellen Wohlbefinden „um Aussagen über das für eine Person typische Wohlbefinden, d.h. um Urteile über aggregierte emotionale Erfahrungen“ (ebd., S. 15 – Hervorh. i. O.). Im Gegensatz zum aktuellen Wohlbefinden ist unter dem habituellen Wohlbefinden eine relativ stabile Eigenschaft zu verstehen. „Eine Person mit

¹⁴ Bezogen auf die Empirie und Diagnostik des subjektiven Wohlbefindens hebt Frank (2010) die Bedeutung der von Bradburn (1969) entwickelten „Affekt-Balance Skala“ und des von Watson, Clarke und Tellegen (1988) entwickelten „Positive and Negative Affect Schedule“ hervor, die beide sowohl positive wie negative Aspekte erfassen. Frank (2010, S. 44) nennt die Zufriedenheit als relativ „einfachen Indikator für gute Lebensführung, Wohlbefinden und Glück“. Als das am meisten etablierte Messverfahren der kognitiven Seite des subjektiven Wohlbefindens – verstanden als „die beurteilende Bilanzierung des eigenen Lebens“ (ebd.), die sowohl rückblickend, lebensbereichsspezifisch oder auch aktuell geführt werden kann – gilt die ‚Lebenszufriedenheitsskala‘ (vgl. Diener et al., 1985).

stark ausgeprägtem Habituellem Wohlbefinden befindet sich relativ häufig (bzw. im allgemeinen) in einem Zustand des Wohlbefindens“ (ebd.). In einem zweiten Schritt bezieht Becker (1991, S. 14) das aktuelle sowie das habituelle Wohlbefinden auf die beiden Dimensionen psychisches und physisches Wohlbefinden. Dabei sind sowohl die Ab- und Anwesenheit von Beschwerden als negativer Pol als auch das Vorhandensein positiver Gefühle, Stimmungen und Empfindungen von Bedeutung. Letztlich leitet er aus den beiden Dimensionen habituelles psychisches Wohlbefinden und habituelles physisches Wohlbefinden eine habituelle Zufriedenheit mit der jeweiligen Verfassung ab, die dann zusammengenommen eine allgemeine und bereichsspezifische Lebenszufriedenheit ausdrücken können. Hierbei handelt es sich somit um eine differenzierte Konzeptualisierung verschiedener Dimensionen von Wohlbefinden, die in unterschiedlichen Ausprägungen als unterschiedliche individuelle Verfassung ausgedrückt und wahrgenommen werden können.

Auch Mayring und Rath (2013) bieten ein mehrdimensionales Konzept an. Unterschieden werden vier Wohlbefindensfaktoren, die das Konzept des ‚subjektiven Wohlbefindens‘ füllen: „ein negativer emotionaler Wohlbefindensfaktor (positiv formuliert: Freiheit von Belastung); ein positiver, kurzfristiger emotionaler Wohlbefindensfaktor (positiver Affekt, Freude); ein positiver langfristiger emotionsbetonter Faktor (Glück) und Zufriedenheit als eher kognitive Einschätzung der Lebensbedingungen“ (ebd., S. 66). Im Anschluss an diese Unterscheidung entwerfen Mayring und Rath ein „Begriffsfeld subjektiven Wohlbefindens mit angrenzenden Konzepten“ der objektiven Lebensbedingungen, des sozialen Wohlbefindens, physischen Wohlbefindens, Gesundheit und Lebensqualität: Die vier genannten Faktoren des subjektiven Wohlbefindens Zufriedenheit, Freude, Belastungsfreiheit und Glück stehen im Zusammenhang zu den objektiven Lebensbedingungen. „Lebensqualität wird nun als Zusammenspiel subjektiven Wohlbefindens und objektiver Lebensbedingungen dargestellt und Gesundheit als Produkt physischen, psychischen und sozialen Wohlbefindens“ (ebd., S. 68).

Ein weiterer relevanter Ansatzpunkt zum Begriff Wohlbefinden findet sich in seiner Kopplung zum Begriff der Gesundheit. So wird in der prominenten Gesundheitsdefinition der World Health Organisation (WHO 2014, S. 1), Gesundheit als „state of complete physical, mental and social well-being and not merely the absence of

disease or infirmity“ definiert. Dabei ist von Bedeutung, „dass Gesundheit und Wohlbefinden [keinesfalls, d. A.] identisch sind, sondern [...] dass Gesundheit – mit ihren physischen, psychischen und sozialen Aspekten – für Wohlbefinden von Belang ist“ (WHO 2013, S. 99). Weiterhin arbeitet die WHO ebenfalls mit der Unterscheidung in eine subjektive und objektive Dimension des Wohlbefindens:

„Zu den subjektiven Erfahrungen einer Person können neben dem generellen Gefühl des Wohlbefindens und ihrer psychologischen Funktionsfähigkeit auch ihre Gefühlslagen gehören. Beispiele für objektives Wohlbefinden und damit verknüpfte Lebensumstände sind Gesundheit, Bildung, Arbeitsplatz, soziale Beziehungen, (bebaute und natürliche) Umwelt, Sicherheit, Bürgerbeteiligung, Politikgestaltung, Wohnbedingungen und Freizeit“ (ebd., S.121).

Betrachtet man den Zusammenhang von Gesundheit, Wohlbefinden und Lebensqualität, dann zeigt sich in der Ausdifferenzierung eines Konzepts einer „gesundheitsbezogenen Lebensqualität“, welches Bullinger (2009) als Repräsentation von körperlichen, psychisch/mental und sozialen Dimensionen von Befindlichkeit definiert, bei gleichzeitiger Bestimmung des „Wohlbefindens“ als die „subjektive Repräsentation von Gesundheit“ (S. 51) und einer „allgemeinen Lebensqualität“, verstanden als Kopplung gesundheitsbezogener Aspekte an die Dimensionen von politischer Freiheit, materieller Sicherheit und der natürlichen Umwelt (vgl. Bullinger 2009, S. 52), die Komplexität und Multidimensionalität des Konzeptes Wohlbefinden.

Neben der gängigsten Differenzierung in subjektives und objektives Wohlbefinden, die sich selbst abermals mit verschiedenen Dimensionen füllen lassen, gibt es noch weitere Differenzierungsversuche, die ebenfalls an weitere konzeptverwandte Begriffe (z.B. Gesundheit) gekoppelt sind.

So kann mit Frank (2010) auf eine Differenzierung des Wohlbefindens Bezug genommen werden, wie sie bereits in der Definition von Gesundheit angeklungen ist: Die Unterscheidungen in körperliches, soziales und seelisches bzw. psychologisches Wohlbefinden. Prinzipiell wird „körperliches Wohlbefinden“ [...] durch das Vorhandensein von positiv erlebten körperlichen Empfindungen definiert“ (Frank 2010, S. 35). In Bezug auf Keyes (1998) betont Frank hinsichtlich eines „Sozialen Wohlbefindens“ die Dimension des subjektiven Erlebens von sozialem Wohlbefinden

z.B. als „Geborgenheitsgefühl, Gemochtwerden, Akzeptiertwerden“ (Frank 2010, S. 36), aber auch ein soziales Wohlbefinden als Effekt sozialen Handelns. Es geht insbesondere um die soziale und gesellschaftliche Auseinandersetzung der Individuen mit ihrer sozialen Umwelt. „Es geht um soziale Kohärenz, soziale Aktualisierung, soziale Integration, soziale Akzeptanz und um den sozialen Beitrag, den Menschen leisten“ (ebd.). Hinsichtlich des „psychologischen Wohlbefindens“ gibt es nach Frank eine inhaltliche Übereinstimmung mit den Konzepten „seelische Gesundheit“ und „psychological Well-being“ (vgl. ebd., S. 57f.). „Bei seelischer Gesundheit geht es um Kompetenzen, die eine angemessene Bewältigung von Anforderungen der externen und internen Umwelt erlauben. Aus psychologischer Sicht ist seelische Gesundheit ein wesentlicher Kernpunkt eines lebendigen, ‚gedeihlichen‘ Lebens“ (ebd., S. 54).

Prinzipiell ist zu betonen, dass Untersuchungen zum Wohlbefinden – unabhängig von der jeweiligen wissenschaftlichen Herkunft – vielfach das Ergebnis liefern, dass die subjektiven Einschätzungen des Wohlbefindens auch immer in einem inkonsistenten Verhältnis zu den objektiven Bedingungen stehen können.

Dieser mögliche Widerspruch findet sich ausdrücklich im Rahmen der Glücksforschung formuliert, deren Intention und Perspektive analog zur Lebensqualitätsforschung gelesen werden kann. „Eine der wichtigsten Aufgaben der Glücksforschung besteht im Bestimmen, Isolieren und Messen der verschiedenen Einflussgrößen des Glücks. Gene, sozio-demografische Faktoren, Kultur und Religion sowie politische Einflüsse wirken sich auf unser Wohlbefinden aus“ (Frey/Frey-Marti 2010, S. 458). Frey und Frey-Marti (2010, S. 459ff.) verweisen auf die Bedeutung von Arbeit, materiellen Lebensstandard, Familie und Freunden, Freizeit und Gesundheit und postulieren, dass sich aus den Ergebnissen der Glücksforschung relativ schnell politische Konsequenzen und Effekte ergeben können, da die Resultate politisches Handeln initiieren und legitimieren. „Die Resultate der empirischen Glücksforschung sollten daher als Anhaltspunkte für den politischen Prozess genutzt und im politischen Wettbewerb und im Diskurs unter den Bürgern sowie zwischen Bürgern und den Politikern bestätigt werden“ (ebd., S. 463). Dass und wie sich Forschungsergebnisse in realpolitischen Handlungsfeldern niederschlagen oder wie politische Interventionen auf Grundlage der Forschung gefordert und gefördert werden, zeigt sich mit Ziegler (2011), der zum einen auf Giddens (2004)

geforderte Form der Sozialpolitik („positive welfare“) verweist, zum anderen aber auch „ProtagonistInnen der ‚Neuen Rechten‘ identifiziert, die Ergebnisse der Glücksforschung aufgreifen und gegen wohlfahrtsstaatliche Politiken in Stellung bringen“ (Ziegler 2011, S. 125). Er bezieht sich direkt auf das von der Glücksforschung generierte Ergebnis, dass objektive Lebensbedingungen und subjektiv geäußertes Wohlbefinden nicht immer in einem konsistenten Verhältnis stehen (vgl. ebd., S. 126f.). So kritisiert er mögliche politische Maßnahmen und Ziele, die darin bestehen „subjektives Wohlbefinden in den Mittelpunkt öffentlicher Wohlfahrtproduktion zu stellen“ (ebd.), indem sie tatsächliche Ungerechtigkeit und Unterdrückungsverhältnisse verschleiern, da sie auf die Bedeutung des rein Subjektiven verweisen und gleichzeitig die objektiven Bedingungen ausblenden. Als „bemerkenswerte Alternative“ zu neoliberalen Deutungsweisen bezeichnet Ziegler (2011, S. 127) eine auf „Capabilities“ gerichtete Perspektive auf Wohlergehen“ (ebd.). Im Blick auf die Capability Studies betont er deren Schwerpunkt auf individuelle Bedürfnisse und das „reale Vermögen von Menschen“ (ebd., S. 128) und die formulierte Aufgabe, die Entwicklung von Entfaltungsmöglichkeiten und Verwirklichungschancen der Individuen zu stärken.

„Für die öffentliche Wohlfahrtsproduktion geht es aus dieser Perspektive weder darum, Menschen zu einer bestimmten Form des Lebens und der Lebensführung zu drängen, noch darum, ihre Glücks- und Zufriedenheitsgefühle zu erhöhen, sondern um das Bestreben, jedem Bürger die materiellen, institutionellen sowie pädagogischen Bedingungen zur Verfügung zu stellen, die ihm einen Zugang zum guten menschlichen Leben eröffnen und ihn in die Lage versetzen, sich für ein gutes Leben und Handeln zu entscheiden“ (Nussbaum 1999, S. 24 zit. n. Ziegler 2011, S. 128).

Wirft man nun einen Blick in die aktuelle Forschungslandschaft, dann werden die Vielzahl an Dimensionen und die uneinheitliche Operationalisierung von Wohlbefinden sehr gut deutlich.

4.2.2. Kindliches Wohlbefinden: Empirische Studien

Im Folgenden soll der Schwerpunkt der Betrachtung insbesondere auf die Operationalisierungsversuche eines Wohlbefindens und ausgewählte Ergebnisse diverser Untersuchungen gelegt werden (eine Forschungsüberblick über die diversen Studien

findet sich in Ecarius et al. 2017; Oliveras/Berg 2019). Da, wie bereits angedeutet, Messungen eines kindlichen Wohlbefindens eine weite Spanne an Altersgruppen betrachten, dient dieser Schwerpunkt dazu, die Kategorie des Wohlbefindens in ihren einzelnen Dimensionen vorzustellen und gleichzeitig darauf aufmerksam zu machen, inwiefern die Untersuchungen Aufschluss über das Heranwachsen von Jugendlichen liefern.

Untersuchungen eines Wohlbefindens sind überwiegend repräsentative und quantitativ ausgerichtete Studien (vgl. Barata/Yoshikawa 2014). Betrachtet man die diversen konzeptuellen Fassungen eines „Wohlbefindens“, wird deutlich, dass kindliches Wohlbefinden zwar einerseits weitläufig erhoben wird, es aber an einer klaren theoretischen Basis fehlt und damit die Vergleichbarkeit der Studien sehr gering ist (vgl. Statham/Chase 2010, S. 2)¹⁵. Im Folgenden sollen die unterschiedlichen konzeptuellen Entwürfe und genutzten Dimensionen und einschlägige Ergebnisse zusammengefasst werden.

Hinsichtlich der unterschiedlichen Dimensionen eines Wohlbefindens im Rahmen internationaler Studien zum Wohlbefinden sind die Untersuchungen der UN, UNICEF¹⁶ und der OECD hervorzuheben. In den von der UNICEF initiierten Messungen eines kindlichen Wohlbefindens (Altersspanne 0-17 Jahre) werden die Dimensionen eines materiellen Wohlbefindens, Gesundheit und Sicherheit, Bildung, Verhalten und Risiken und Wohnen und Umwelt betrachtet, wobei zusätzlich ein subjektives Wohlbefinden über die Selbsteinschätzung der Kinder zu ihrer Lebenszufriedenheit erhoben wird (UNICEF Office of Research 2013). 2016 konzentriert sich der Report insbesondere auf den Unterschied zwischen dem Wohlbefinden von benachteiligten Kindern („untersten zehn Prozent“) und jenen in der Mitte der Gesellschaft (Durchschnitt/Median) hinsichtlich der Dimensionen Einkommen, Bildung, Gesundheit und Lebenszufriedenheit (vgl. UNICEF UNICEF Office of Research 2016). Insgesamt belegt Deutschland den 14. Platz¹⁷.

¹⁵ Vgl. zur Übersicht Kapitel XVI „Methods, Measures and Indicators“ (Ben-Arieh et al. 2014, S. 2697-2919) und Ben-Arieh/Frones (2007).

¹⁶ Hierzu ergänzend können die jährlichen UNICEF Berichte „State of the world’s children“ genannt werden.

¹⁷ Für den Untersuchungsschwerpunkt 2017 „Nachhaltige Entwicklungsziele“ (vgl. UNICEF Office of Research 2017) gilt festzuhalten, dass Deutschland dort zwar bezüglich der erhobenen „Sustainable Development Goals“ („Armut beenden“, „Hunger beenden“, „Gesundheit und Wohlbefinden

Betrachtet man die multidimensionale Fassung eines kindlichen Wohnbefindens der OECD, fällt auf, dass dort v.a. objektive Lebensbedingungen der Heranwachsenden (0-17 Jahren) der OECD-Staaten im Fokus stehen. Über 21 Indikatoren werden dort die sechs Dimensionen materielles Wohlergehen, Wohn- und Umweltbedingungen, Bildung, Gesundheit und Sicherheit, Risikoverhalten und Qualität des schulischen Umfelds gefasst¹⁸. Hier zeigt sich in der deutschsprachigen Pressemitteilung, dass Deutschland zwar mehr öffentliche Mittel für Kinder aufwendet als die meisten anderen OECD-Länder, es aber vor allem bei der Verwirklichung gleichwertiger Lebensverhältnisse und Chancengleichheit im internationalen Vergleich zurückbleibt. Weiterhin lebt fast jedes sechste Kind in Deutschland in relativer Armut (d.h. mit weniger als 50 Prozent des Durchschnittseinkommens), wohingegen im OECD-Schnitt davon nur jedes achte Kind betroffen¹⁹ ist (vgl. OECD 2009).

Auch die Europäische Kommission bietet einen Ansatz zur Messung des kindlichen Wohlergehens (vgl. TARKI 2010). Das multidimensionale Konzept enthält dabei die Dimensionen Income, Material deprivation, Housing, Labour-market attachment, Education, Health, Exposure to risk-taking behavior, Social participation and relationships, family environment und Local environment (vgl. TARKI 2010)²⁰.

sicherstellen“, „Hochwertige Bildung sicherstellen“, „Nachhaltiges Wirtschaftswachstum und Arbeit fördern“, „Ungleichheit verringern“, „Städte sicherer und nachhaltiger gestalten“, „Nachhaltige Produktion und Konsum sichern“ und „Frieden, Zugang zu Justiz und starke Institutionen fördern“) den zweiten Ranglistenplatz einnimmt, es dennoch auch hinsichtlich der 41 Industrienationen betont werden muss, dass „1 in 5 children in high-income countries lives in relative income poverty and an average of 1 in 8 faces food insecurity“ (UNICEF Office of Research 2017). Wohlbefinden wird hier insbesondere über ein psychisches und physisches Wohlbefinden (z.B. Suizidrate, psychologische Gesundheit, etc.) erhoben.

¹⁸ Allerdings zeichnet sich hier eine Erweiterung ab: In der 2015 herausgegebenen Studie „How’s Life? 2015: Measuring Well-being“ wird ein kindliches Wohlbefinden in 10 Dimensionen und 28 Indikatoren gefasst, die in zwei Gruppen aufgeteilt sind: Income and Wealth, Jobs and earnings, Housing conditions und Environmental quality beziehen sich auf die Familien, in denen Kinder aufwachsen und Health status, Education and skills, Civic engagement, Social and family environment, Personal security und Subjective well-being sind verstärkt kindzentrierte Dimensionen (vgl. OECD 2015).

¹⁹ In Dänemark, dem Land mit der geringsten Kinderarmut in der OECD, ist es nur jedes 43. Kind (vgl. OECD 2009).

²⁰ Hingewiesen sei hier auch auf das Konzept des von der Jacobs Foundation initiierten „children’s worlds. International Surveys of children’s well being“ (vgl. Rees/Main 2015).

Auf bundesdeutscher Ebene²¹ sind zum einen die UNICEF Berichte „Zur Lage der Kinder in Deutschland“ (vgl. Bertram 2006, 2017; Bertram/Kohl 2010; Bertram et al. 2011b) zu nennen, die gemäß des Wohlbefindens Konzeptes der UNICEF mit den bereits genannten Dimensionen kindlichen Wohlbefindens arbeiten. 2017 wird hier von Müthing und Razakowski (2017) bezüglich eines Wohlbefindens von Kindern in Deutschland herausgestellt, dass „das allgemeine Wohlbefinden sowie das Wohlbefinden in allen betrachteten Bereichen positiv ausgeprägt und über Jahre hinweg stabil ist. Einem Großteil der Kinder geht es in Deutschland somit gut, gleichwohl ist jedoch der Anteil der Kinder mit negativen Wohlbefindensausprägungen über die Jahre hinweg vergleichbar hoch [6% berichten über ein negatives allgemeines Wohlbefinden, A.d.V.]“ (ebd., S. 52).

Daneben sind die World Vision Kinderstudien anzugeben (vgl. World Vision Deutschland e.V. 2007, 2010, 2013, 2018), die sich ebenfalls mit der Sicht jüngerer Kinder im Alter von 6 bis 11 Jahren befassen und seit 2007 im Dreijahres-Rhythmus bundesweit über 2.500 Kinder befragen. Insgesamt bilden sieben Dimensionen das Konzept des Wohlbefindens der 2013er-Studie ab: Elterliche Fürsorge, gemessen als Zeit der Eltern(teile) für ihre Kinder; Zufriedenheit der Kinder mit den von den Eltern gewährten Freiheiten; Einschätzung von Anerkennung ihrer Meinung und Mitbestimmungsmöglichkeiten; generelle Zufriedenheit mit den Institutionen (Schule, Hort); Zufriedenheit mit den Freizeitmöglichkeiten; Zufriedenheit mit dem Freundeskreis und subjektives Wohlbefinden bzw. generelle Lebenszufriedenheit (vgl. Andresen et al. 2013). Die Auswertung zeigt, dass die Zufriedenheit in diesen Bereichen von den Kindern überwiegend sehr positiv und positiv eingeschätzt wird (vgl. Schneekloth/Andresen 2013, S. 52f.). Die Studie von 2018 lehnt sich erneut an diese Perspektive des Child Well-Being an und setzt zusätzlich einen großen Schwerpunkt auf das Thema Flucht und Kindheit (vgl. World Vision Deutschland e.V. 2018). Andresen et al. Verweisen dort u.a. auf einen starken Zusammenhang von einer allgemeinen

²¹ Einschlägige nationale Untersuchungen sind der British Columbia Atlas of Child Development (Kershaw et al. 2005), Well-Being Matters: A social Report for Ireland (National Economic and Social Council 2009), National Child and Youth Well Being Index 2013 (Foundation for Child Development 2013), Good Childhood Report (The Children's Society 2017), America's Children: Key National Indicators of Well-Being (Federal Interagency Forum on Child and Family Statistics 2017).

Zufriedenheit mit dem Leben und der sozialen Herkunft und gleichzeitig auf einen starken Zusammenhang der Kategorien Lebenszufriedenheit und Selbstbestimmungsmöglichkeiten (vgl. ebd., S. 178f.).

Auch für das LBS-Kinderbarometer Deutschland, das seit 2009 bundesweit erhoben wird, ist das Wohlbefinden die zentrale Variable (vgl. LBS-Initiative Junge Familie 2009, S. 39; LBS-Initiative Junge Familie 2011, S. 32; LBS-Gruppe 2014, S. 47). Neben einem allgemeinen Wohlbefinden wird dort ein aktuelles Wohlbefinden von Kindern im Alter von 9 bis 14 Jahren (4.-7. Klassen) hinsichtlich der spezifischen Lebensbereiche Familie, Schule und Freundeskreis erfragt, wobei hier insgesamt das Wohlbefinden bei den Freunden vor dem Wohlbefinden in der Familie und Schule rangiert (vgl. LBS-Gruppe 2014, S. 47ff.).

Zu nennen ist auch das *Kinderpanel* des Deutschen Jugendinstituts (vgl. Alt 2005, 2006, 2007 und 2008), welches neben den objektiven Verhältnissen die subjektiv wahrgenommene Zufriedenheit (Lebensqualität) von 5- bis 6 und 8- bis 9-jährigen Kindern erhebt um damit „über bisherige Ansätze einer strukturorientierten und vorwiegend soziologisch geprägten Sozialberichterstattung hinauszugehen und unter einer 'kindzentrierten Akteursperspektive' nicht lediglich die erfragte subjektive Zufriedenheit der Kinder mit den 'objektiven' Lagen zu verstehen“ (Betz et al. 2006, S. 175), wobei hier Kategorien sozialer Ungleichheit (Gender, Herkunft) besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden²². Im ersten Ergebnisband des Kinderpanels (vgl. Alt 2005) wird das Wohlbefinden von Kindern über Selbstbeschreibungen zu den Dimensionen Familie, Schule, Freunde und Wohnumfeld erhoben, mit dem Ergebnis, dass sich 45,7% sehr wohl und weitere 35,9% der befragten 8- bis 9-jährigen Kinder wohl fühlen (vgl. Beisenherz 2005, S. 166).

Ein explizites junges Wohlbefinden stellt der von der International Youth Foundation erstmals 2014 initiierte „Global youth Wellbeing Index“ dar. Heranwachsende (im Alter von 15-29 Jahre) aus 30 Ländern werden hier hinsichtlich der Wohlbefindensdimensionen education, health, economic opportunity, and citizen participation, gender equality (als neue Dimension des Berichtes 2017), safety and

²² Weitere Konzepte finden sich bei Schölmerich et al. 2013, Schlack et al. 2011, KiGGS (Robert Koch-Institut 2017), KOMPIK 2014, Bucher 2009, BMFSFJ 2013.

security und information and communication technology befragt (vgl. International Youth Foundation 2017). Ebenfalls zu nennen ist der vom Commonwealth Secretariat (2016) herausgegebene „Global Youth Development Index and Report“. Dort werden als 5 Hauptaspekte jugendlicher Entwicklung die Dimensionen Education, Health and Well-being, Employment and Opportunity, Political Participation und Civic Participation über 18 Indikatoren erhoben. Befragt werden hier 15- bis 29-jährige Heranwachsende aus 183 Ländern, wobei Deutschland 2016 auf dem ersten Platz rangiert (vgl. Commonwealth Secretariat 2016).

Auf nationaler Ebene können in diesem Zusammenhang zum einen die Shell Jugendstudien erwähnt werden. In der 16. Shell Jugendstudie 2010 (Shell Deutschland Holding 2010), in der 12- bis 25-Jährige befragt werden, wird das Wohlbefinden als ein Aspekt unter vielen anderen untersucht und mittels einer 5-stufigen Skala zur Zufriedenheit mit eigenen Lebensumständen erfasst. Die Jugendlichen sind mit einem Mittelwert von 3,9 mit dem eigenen Leben zufrieden: etwa drei Viertel aller Jugendlichen (74 % der Jungen, 73 % der Mädchen) geben an, ‚sehr zufrieden‘ und ‚zufrieden‘ zu sein; unzufrieden mit ihrem Leben sind dagegen nur 6 % (vgl. Gensicke 2010, S. 190ff.).

Weitere Auskünfte liefert das DJI-Jugendsurvey, das mit drei Untersuchungswellen (1992, 1997, 2003) Vorlaufstudie von AIDA:A²³ ist. Im DJI-Jugendsurvey – die dritte Welle wurde bereits im Herbst 2003 erhoben (Gille et al. 2006) – wird Wohlbefinden zwar weder als Konzept noch als Untersuchungsbegriff einbezogen, jedoch wird die Zufriedenheit mit Lebensverhältnissen der Heranwachsenden über die Dimensionen Beziehung zu Freunden, Beziehung zu Mutter und Vater, Wohnsituation, Möglichkeit zur Selbstbestimmung/Lebensgestaltung, soziale Sicherheit, Mitsprachemöglichkeiten sowie Finanzlage (vgl. Sardei-Biermann 2006, S. 121) erfasst. Dies geschieht über eine 4-stufige (bei den 12- bis 15-Jährigen) und eine 10-stufige (bei den 16- bis 29-Jährigen) Skala (vgl. ebd., S. 120f.). Wie auch in anderen Studien liegen die

²³ Das Teilprojekt zur Jugend der AID:A-Studie (Aufwachsen in Deutschland: Alltagswelten) des Deutschen Jugendinstituts verfolgt in der zweiten Welle (2012-2018) das Ziel, „jugendspezifische[...] Fragestellungen unter dem Gesichtspunkt von Gesundheit und Wohlergehen beziehungsweise Well-Being zu betrachten“ (DJI 2015a). Da die Analysen erst begonnen haben, sind bisher noch keine Ergebnisse veröffentlicht.

Freundschaftsbeziehungen in allen Altersgruppen vor den Beziehungen zu den Eltern. Was die Eltern betrifft, liegt die Mutter jeweils vor dem Vater (vgl. ebd.).

Auch Ecarius et al. (2017; vgl. auch Oliveras/Berg 2019) widmen sich in ihrer Sekundäranalyse einer 2012 durchgeführten Panoramastudie (vgl. Maschke et al. 2013, S. 277) dem Wohlbefinden von Jugendlichen. Hier wurden 10- bis 18-Jährige aus NRW zu verschiedenen Lebensbereichen im Rahmen eines Fragebogen-Modul-Verfahrens (vgl. ebd., S. 272ff.) befragt. Das Wohlbefinden wird hier in einem starken Zusammenhang mit den Kategorien Zufriedenheit und Selbstwirksamkeit diskutiert. Im Ergebnis zeigt sich, dass fast zwei Drittel der Heranwachsenden der Gruppe mit sehr gutem Wohlbefinden (n=3.462) zuzuordnen sind, deutlich weniger von einem mittleren Wohlbefinden (n=1.912) und nur sehr wenige von einem sehr schlechten Wohlbefinden (n=145) berichten. Anschließend werden die beiden Kontrastgruppen zum einen über weitere Variablen (Alter, Geschlecht und Schulform, Familienform, Berufstätigkeit und Schulabschluss der Eltern) näher zu bestimmen versucht und zum anderen in einen Zusammenhang zu Fragen nach der Sicht auf sich selbst, ihr Leben und ihre Zukunft und ihre soziale Integration wie auch die Kompetenzen, die sie sich selbst zuschreiben, gebracht. Letztlich liegt ein Schwerpunkt der Analyse auf der Verknüpfung von Wohlbefinden und einem familiären Alltag, wobei hier insbesondere die Umgangsweisen mit Eltern im Fokus der Betrachtungen stehen (vgl. Ecarius et al. 2017; Oliveras/Berg 2019).

4.2.3. Zusammenfassung und Diskussion

Betrachtet man zusammenfassend die vorgestellten Perspektiven, Umgangsweisen und Operationalisierungen eines Wohlbefindens von Heranwachsenden und das prinzipiell gestiegene Interesse an der Kategorie, wird deutlich, dass Wohlbefinden besonders im Hinblick auf das allgemeine Wohlbefinden (Leben insgesamt) oder bezüglich spezifischer Lebensbereiche der Heranwachsenden untersucht wird. Neben eines objektiven Wohlbefindens, welches anhand objektiv messbarer Faktoren der Lebensbedingungen ermittelt wird, wird vermehrt auch ein subjektives Wohlbefinden (Selbsteinschätzungen und Auskünfte) abgefragt. Prinzipiell zeigt sich auch, dass sich das Wohlbefinden insbesondere aus rechtlichen (Kinderrechte), wissenschaftstheoretischen (Kinder als

Subjekte, Agency) und moralischen (Ungleichheit) Zugriffen zusammensetzt. Gleichzeitig wird im Rahmen der diversen Dimensionen eines kindlichen Wohlbefindens deutlich, inwiefern dieses von einer Vielzahl äußerer Bedingungen und Umständen abhängig ist und es sich als äußerst schwierig darstellt, einfache Ursache-Wirkungszusammenhänge herauszuarbeiten. Inwiefern sich bspw. Ausprägungen eines schulischen Wohlbefindens auf ein familiäres Wohlbefinden auswirken, ob diese sich bedingen, stärken oder auffangen, scheint nur schwierig ermittelt werden zu können. Damit wird auch das eingangs vorgestellte Problem einer großen Heterogenität hinsichtlich der Definition und Nutzung der Kategorie „Wohlbefinden“ – und die schwierige Vergleichbarkeit der Studien – deutlich.

Aber nicht nur die Fragen unterschiedlicher Operationalisierungen und Methoden kann kritisiert werden, sondern mit Betz (2009) und Eßer (2014) kann das Konstrukt „Wohlbefinden“ auch theoretisch kritisch hinterfragt werden. In Bezug auf modernisierungstheoretische Perspektiven der Kindheitsforschung, die gewisse Nivellierungstendenzen innerhalb der Kinderpopulation diagnostizieren und damit Ungleichheitsverhältnisse außer Acht lassen (vgl. Betz 2009, S. 461), kritisiert sie in diesem Rahmen aktuelle Kindersurveys und deren unklare Verwendung der Kategorie des Wohlbefindens. Mittels der im Modernisierungsdiskurs stark vertretenden Aspekte „mediatisierter Kindheit“, „Vereinskindheit“ und „gleichberechtigter Verhandlungshaushalt“, versucht sie durch eine populationssensitive und heterogene Perspektive deutlich zu machen, dass Herkunfts-, Milieu- und Genderdifferenzen innerhalb der Kinderpopulation weiterhin wirksam und „keineswegs lediglich Ausdruck eines heterogenen Kinderlebens“ sind, sondern „ungleiche Teilhabechancen an relevanten gesellschaftlichen Gütern beschreiben“ (ebd., S. 462). Diese fehlende Sensibilität für soziale Ungleichheiten findet sie dabei in den Kindersurveys ausgedrückt, die Kindheiten als eine homogene moderne Kindheit konstruieren. In Bezug auf die Kategorie eines subjektiven Wohlbefindens stellt sich ihr die Frage, was sich exakt dahinter verbirgt, da die mehrheitlich positiven Werte und Ergebnisse des Wohlbefindens von Kindern in Deutschland keine Aufschlüsse darüber geben, inwiefern Kinder sich bspw. mit den eigenen spezifischen Lebensbedingungen arrangieren und diese „fraglos“ anerkennen (vgl. ebd., S. 467). Auch Eßer (2014) plädiert zum einen für einen geschärften Blick auf die Heterogenität von Kindheit und stellt weiterhin durch seinen historisch-

systematischen Blick auf ein Well-being dar, inwiefern sich dieser Diskurs ebenfalls in einer Doppelstruktur aus Gegenwartszentrierung und Entwicklung des Kindes ausdrückt (vgl. ebd., S. 512). Eßer befürwortet einen reflexiven Umgang mit den Kategorien eines Kindeswohls, Glücks oder Well-beings, die jeweils historische Zuschreibungen und Vorstellungen beinhalten. So sollte Well-being in seiner „historischen, kulturellen und individuellen Kontingenz zum Gegenstand der Forschung“ (ebd., S. 515) gemacht werden mit dem Ziel, die Vielzahl an Möglichkeiten zu rekonstruieren, „die sich für Kinder angesichts pluraler und partikularer Kindheiten [i.O.] ergeben, um einzeln und gemeinsam Well-being zu erlangen“ (ebd.).

Es ist festzuhalten, dass Dimensionen des Wohlbefindens wie Armut, physische und psychische Gesundheit, Bildungserfolg, etc., die regelmäßig in quantitativen Studien (vgl. Oliveras/Berg 2019) erforscht werden, auf reale Lebensbedingungen und insbesondere unterschiedliche Lebensbedingungen von Heranwachsenden verweisen, die u. a. im Sinne der Kinderrechtskonvention als strafbar (Missbrauch), ungerecht, ungünstig, schwierig oder risikobehaftet beschrieben werden können. So gilt z.B. für Deutschland, dass immer noch ein starker Zusammenhang von Armut, Gesundheit und Bildungs(miss)erfolg und der sozialen Herkunft besteht (vgl. Jergus et al. 2018, S. 6). Aus einer Perspektive einer sozialen Ungleichheitsforschung kann die Messung von Wohlbefinden und Glück von Heranwachsenden damit durchaus zu Ergebnissen führen, die auf Mängel und Gefährdungen verweisen und einen Bedarf nach Unterstützung diagnostizieren, wobei dies aufgrund der Möglichkeit eines sich Arrangierens von Heranwachsenden mit denen eigenen Lebensumständen und damit individuellen Normalitätserfahrungen keine ausreichende Kategorie darstellt, die Aufschluss über tatsächliche Chancengleichheit und Bedingungen liefert. Hier zeichnet sich insbesondere ein normativer Horizont ab, der es – im Sinne rechtlicher und moralischer Wertesysteme – erlaubt, auf Ungleichheiten aufmerksam zu machen, wobei es besonders darum geht, individuelle Unterschiede bzw. auf Minderheiten fokussierte Unterschiede zu beachten.

Gleichzeitig, und hier zeigt sich eine wissenschaftstheoretische Komplexität der Kategorie Wohlbefinden, erweitert sich insbesondere der normative Horizont in Bezug auf das „Wohlbefinden“, wenn es im Rahmen gesellschaftlicher Verhältnisse und Gegenwartstheorien analysiert wird, die sich in sozialen Praktiken und aktuellen Diskursen zeigen. Dabei gilt es, insbesondere jene theoretischen Ansätze zu verfolgen,

die eine Auseinandersetzung mit Fragen nach dem Subjekt und Subjektivierungsweisen betreiben und insbesondere in der Tradition gouvernementalitätstheoretischer Perspektiven zu verorten sind. Hier wird im aktuellen kulturwissenschaftlichen Diskurs „Subjektivierung“ verstärkt im Sinne eines „Werden des Subjekts und die Verwirklichungen dieses Werdens im Sozialen“ (Thompson 2015, S. 15) untersucht. Es geht also insbesondere darum, den Zusammenhang zwischen den sozialen Praktiken der Reproduktion und Transformation gesellschaftlicher Ordnungen und der Konstituierung von Subjekten darzustellen und im Spannungsfeld von Fremd- und Selbsttechnologien zu betrachten (vgl. Geimer et al. 2019). Im Zusammenhang mit der Kategorie des Wohlbefindens stellen sich im Rahmen dieser Perspektive die Fragen, inwiefern Wohlbefinden als normierende und normalisierende Größe bezeichnet werden kann und inwiefern der Anspruch auf das Wohl des Kindes erzieherisches Handeln und damit auch die Praxis von Eltern und Eltern als Subjekte formiert.

4.3. Gute Kindheit

Inwiefern konturiert Wohlbefinden nun eine „gute Kindheit“? Hierzu analysiert Betz (2018) die drei Indikatortests „Kids Count“, „How's life“ und die „Report Card 14“ der UNICEF hinsichtlich der dort aufzufindenden Repräsentationen und Manifestationen von Kindheit (vgl. ebd., S. 55). In ihrer dekonstruktiven Perspektive geht ihr es darum herauszuarbeiten, inwiefern eine Wohlbefindensforschung selbst dazu beiträgt, „gute Kindheit“ herzustellen, indem sie sie zu erfassen versucht. Konturen einer „guten Kindheit“, wie sie in den Indikatortests vorzufinden sind, lassen sich folgendermaßen zusammenfassen: Gleichwohl die Indikatorenbewegung den Anspruch äußert, statt eines Interesses an Kindern als zukünftige Erwachsene (well-becoming) vermehrt auf das well-being zu rekurrieren, finden sich eine starke Perspektive auf die Entwicklung und Zukunft der Kinder und eine „Investitionsperspektive auf Kindheit“ und damit Ansätze, die Kindheit auch in ihrer wirtschaftlichen Bedeutung für die zukünftige Gesellschaft entwerfen (ebd., S. 58). So werden bspw. im „Kids Count“ Bericht Kinder als „die zukünftigen Unternehmerinnen und Unternehmer, Führungskräfte, Arbeiterinnen und Arbeiter gesehen, die Wachstum Wohlstand und Wohlbefinden garantieren“ (ebd.). Auch im von Betz untersuchten Bericht der OECD (How's Life 2015) wird Kindheit angesichts

ihrer Bedeutung für das zukünftige Wohlergehen der gesamten Gesellschaft betrachtet (vgl. ebd., S. 60).

Hier zeigt sich somit, dass das Wohlbefinden zwar selbst als immer breiteres Konstrukt (ablesbar an der Fülle der einzelnen Dimensionen) entworfen wird und auch vermehrt das subjektive Wohlbefinden (und damit auch die Akteursperspektive des Kindes) an größerer Bedeutung und Interesse erfährt, das Wohlbefinden von Kindern aber auch gleichzeitig in den Dienst gesellschaftlichen Wohlstandes und Wohlergehens überführt wird.

Hinsichtlich der Indikatoren und der Konzeptualisierungen des Wohlbefindens in den jeweiligen Untersuchungen und hinsichtlich der Konstruktion einer „guten Kindheit“ ist der Umstand besonders interessant, dass sich ein starker Fokus auf negative und auf die Zukunft ausgerichtete Indikatoren ablesen lässt (vgl. ebd., S. 66). Betz findet in den Dimensionen Ökonomie/Armut, Bildung und Gesundheit -trotz aller unterschiedlichen Versuche zur Erfassung des Wohlbefindens- übereinstimmende Schwerpunkte in den Tests, anhand derer „gute Kindheit“ bestimmt wird. Diese Indikatoren (z.B. Geburtenrate bei Teenagern, Alkohol- und Drogenmissbrauch, Übergewicht, Armut, etc.) -gekoppelt an eine Entwicklungs- und Investitionsperspektive- zeichnen damit das Bild einer Kindheit, die als riskant, abweichend und/oder gefährdet zu bezeichnen ist. Da hier im Rahmen der Entwicklungs- und Investitionsperspektive nicht nur ausschließlich auf individuelle Bedingungen von Kindern, deren Wohlbefinden und biographischer Bedingungen verwiesen wird, sondern Kinder im Rahmen einer gesellschaftlichen Funktionalität entworfen werden, weist Betz darauf hin, dass Indikatoren „keine bloßen Deskriptionen“ sind, sondern eine Möglichkeit bieten, zwischen „guter“ und „schlechter“ Kindheit zu differenzieren. Vergleichshorizonte, die den Tests eingeschrieben sind, und die Auswahl an Dimensionen eines Wohlbefindens dokumentieren und kommunizieren nicht nur die Qualität des Aufwachsens, sondern lassen das child-wellbeing zu einer bedeutsamen (sozial)politischen Kategorie werden. „Daran anschließende nationale und internationale wohlfahrtsstaatliche Politiken lassen sich darauf ausrichten und werden daran gemessen, die 'gute' Kindheit im Sinne der Indikatoren herzustellen bzw. vielmehr [...] die 'schlechte' Kindheit abzuwenden“ (ebd., S. 67).

Daran anschließend sind zwei weitere Fragen äußerst interessant: Erstens stellt sich die Frage, wie kann der Diskurs um das Wohlbefinden mit dem dort zur Verfügung gestellten Wissen wissenstheoretisch gefasst werden?

Zweitens stellt sich die Frage nach der Übersetzung dieser Kategorie des Wohlbefindens in eine soziale Praxis. Entwicklungs- und Investitionsperspektive und gleichzeitiges Erheben von realen Ungleichheiten, die im Sinne einer „guten/schlechten“ Kindheit bewertet werden, provozieren Verantwortlichkeiten. Es ist die Frage nach der Handlungsebene: Was ist zu tun?

Zur Beantwortung der ersten Frage soll insbesondere an den Diskurs einer Normierung und Normalisierung von Kindheit, wie er bei Kelle und Mierendorff (2013) dargestellt wird, angeschlossen werden. Hier werden – in Tradition an Foucaults machtanalytische Perspektiven (vgl. u.a. Foucault 1977, 1983) und im Sinne der Gouvernementalitätsforschung (vgl. u.a. Rose 1999) – Beobachtung, Diagnostik, Vermessung und Datenerhebung von Kindheit, wie sie sich in den zentralen Berichterstattungen (social monitoring) und eben auch in den Messungen zum Wohlbefinden finden, als Wissensbestände gedeutet, die hinsichtlich einer Bestimmung von Kindheit von normalisierendem und normierendem Charakter sind. Dabei zeigt sich anhand des Wohlbefindens insbesondere die Bedeutungsvielfalt von Normierung und Normalisierung. So sind angesichts einer gewachsenen Indikatorenbewegung, eines größeren Interesses an Wohlbefinden bei gleichzeitigen Fragen und Kritiken an das jeweilige Messvermögen der Erhebungen und die Schwierigkeiten der Vergleichbarkeit der Ergebnisse ganz aktuell Normierungsbestrebungen hinsichtlich der Kategorie zu verfolgen. Dies verweist hinsichtlich der Bedeutungsdimension eines „Normierens“ auf das Beurteilbarmachen und auf die Vereinheitlichung von Maßen, Verfahren und Methoden. „Eine solche Vereinheitlichung ist wiederum eine Voraussetzung dafür bestimmte Phänomene überhaupt messbar zu machen, und damit eine Voraussetzung der Operationsweise des Normalismus“ (Kelle 2013, S. 18). Untersuchungen des Wohlbefindens beinhalten damit Versuche einer Festlegung einer Norm und einer Konstituierung der Messbarkeit (vgl. ebd.). Inwiefern dies zu normalisierenden Effekten, „auf die weiteren sozialen Prozesse der Ausrichtung an der umschriebenen Norm“ (ebd.) führt, zeigt sich in Bezug auf die Fassung von Kindheit bzw. ganz konkret an der Bestimmung von „guter“ und „schlechter Kindheit“ (oder ähnlicher Negative), die der

Festlegung einer Normalität eine Bewertung (gut/schlecht) hinzufügt und damit eine Handlungsdimension, eine Interventionsmöglichkeit und eine Zielvorgabe einführt.

Dies lässt sich anschaulich nachvollziehen, wenn es um die Beantwortung der Frage nach der Handlungsebene geht. Die Normierungsversuche einer Kindheit als „gute“ Kindheit, ablesbar anhand der Datenerhebungen eines social monitorings²⁴, führen mit und durch die inne liegende Entwicklungs- und Investitionsperspektive zu permanenten Ansprüchen, Responsibilisierungen und Anforderungen. In dem Moment, wo das Befinden von Heranwachsenden erhoben und bewertet wird und Heranwachsende perspektivisch als Humankapital und Zukunftsträger der Gesellschaft betrachtet werden, entsteht ein Klientel, welches als hilfe- und förderungsbedürftig erscheint. Hinzu kommt, dass Beobachtungsstandards nicht nur aktuelle Ist-Zustände erheben und Missstände identifizieren, sondern auch im Rahmen von Ursache-Wirkungslogiken operieren, die den Handlungsspielraum einer Intervention mit einer Praxis der Prävention erweitern. So fragen Wohlbefindensstudien nach den Auswirkungen verschiedener Bedingungen auf das Wohlbefinden, sie fragen nach den Wirkungen von bereichsspezifischen Ausprägungen des Wohlbefindens auf ein allgemeines Wohlbefinden, etc. So spricht Kelle von einem Bereich der vorbeugenden Beobachtung als einem Dispositiv der Prävention (vgl. Kelle 2013, S. 34). Inwiefern mit den Heranwachsenden der Gegenwart somit auch schon heute präventiv die Bevölkerung und Gesellschaft der Zukunft (vgl. ebd.) und inwiefern in der Gegenwart die Bevölkerung und Gesellschaft von heute regiert wird, soll im Folgenden gezeigt werden.

Unter den Bedingungen einer Normierung und Normalisierung der Kindheit können mit Kelle et al. Bestimmungen von Problemen und Unterschieden auch als „gesellschaftliche und diskursive Konstruktion einer Risikokindheit“ (Kelle et. al. 2017, S. 72) bezeichnet werden, eine Figur, die besonders anschaulich macht, inwiefern Intervention und Prävention gegenwärtig legitimiert werden (vgl. dazu auch Castel 1983).

Risiken werden dabei im Rahmen von diversen Belastungen oder Belastungslagen identifiziert und beziehen sich auf vermeintliche Ursachen von Belastungen, zu denen spezifische familiäre Kontexte (Risikofamilien), wie etwa psychische und physische

²⁴ Hier ist zu ergänzen, dass ein social monitoring keine „neue“ Praxis darstellt, sondern von einer historischen Qualität ist (vgl. Kelle 2013).

Beeinträchtigungen, Armut, häusliche Gewalt, Partnerschaftskonflikte, mangelnde Bildung oder ein Migrationshintergrund zählen (vgl. Betz/Bischoff 2013b, S. 60f.).

Zusätzlich werden Belastungen und Risiken in zweierlei Hinsicht auf potenzielle Wirkungen bestimmt: Einerseits hinsichtlich möglicher Benachteiligungen für Heranwachsende (im Hinblick auf Gesundheit, Armut, Bildung, etc.) zum anderen auf die Heranwachsenden (Risikokinder) selbst, die als Risiko für die soziale Ordnung betrachtet werden. Letzteres findet sich z.B. in all jenen Debatten und Diskursen um jugendliches Risiko- oder abweichendes Verhalten (vgl. Raithel 2011; Reinecke et al. 2016). Hier werden Heranwachsende als Problemfälle und Bedrohungen für die Gesellschaft bestimmt, da sie sozialen Normen und Anforderungen nicht entsprechen.

Die Bestimmung negativer Einflussfaktoren kann dabei nur im Hinblick auf Zielvorstellungen und vermeintliche Wirkungseffekte vorgenommen werden. Es handelt sich also dabei somit um eine Logik von ge- oder misslingenden Entwicklungsverläufen hinsichtlich einer normativen Leitvorstellung. Versucht man diese Leitvorstellung positiv zu füllen, dann lässt sich hier auf die Bedeutung von Heranwachsenden als Humankapital verweisen. Von welcher Verfasstheit nämlich dieses Humankapital bestenfalls zu sein hat, zeigt sich zum einen hinsichtlich der Setzung von zu erwerbenden Kompetenzen (1) und zum anderen in der Kategorie des Wohlbefindens (2), die eben auch als Anhaltspunkt für staatliche Kontrolle und Prävention (vgl. Jergus 2018, S. 126) gelten kann.

(1) Hier kann mit Drieschner (2007) festgehalten werden, dass es insbesondere eine „neue Selbstständigkeit“ ist, die als oberstes Gebot der optimalen Förderung gilt (vgl. ebd., S. 45). „Individualisierung als Erlangung von Selbstbestimmung über die Gestaltung und Planung des eigenen Lebens gilt insofern als wichtigstes derzeitiges Erziehungsziel“ (ibd.), wobei Selbstständigkeit nicht nur auf Selbstbestimmung bezogen ist, sondern auch „funktional auf die bessere ökonomische Verwertbarkeit der Ressource Mensch“ (ibd.). Dies zeigt sich eindrücklich im Prinzip eines aktivierenden Staates (vgl. Kocyba 2013, S. 19), der die Selbststeuerungspotenziale der Gesellschaft zu entfesseln beabsichtigt. Im Hinblick auf die damit einhergehenden gesellschaftlichen Bedingungen kann mit Lessenich (2012) festgehalten werden, dass eine aktivierende Sozialpolitik auf andere gesellschaftliche Lebensbereiche übergreift: „die frühkindliche Erziehung wird zu einem prioritären Gegenstand einer langfristigen Sozialpolitik der Produktivkraftproduktion, die Jugendhilfe zum Ort der institutionellen Einübung in den

marktzentrierten 'Gebrauch der eigenen Kräfte', die Nacherwerbsphase zum Bezugspunkt aktivistischer Anrufungen im Sinne der Ausweitung der produktiven Lebenszeit, 'lebenslanges Lernen' zur geradezu selbstverständlichen Auf- und Anforderung an jeden Einzelnen und jede Einzelne (und damit an 'uns alle') – und wo die inhaltlichen wie zeitlichen Grenzen zwischen Arbeit und 'Leben' (beziehungsweise 'Nicht-Arbeit') verlaufen, dürfte mittlerweile kaum jemandem noch klar sein (und soll dies wohl auch nicht mehr). Der 'Arbeitnehmer' hat als Sozialnorm ausgedient, das flexible, nach dem Pfadfinderprinzip – 'Allzeitbereit', 'Selbst ist das Selbst', 'Suche Deinen Weg!' – ist das neue gesellschaftliche Rollenmodell“ (Lessenich 2012, S. 60–61). Eigeninitiative, Selbstverantwortung, Selbstbestimmung, Selbstständigkeit und Autonomie sind hier reibungslos als Kompetenzen²⁵ eines unternehmerischen Selbst zu identifizieren, die es im Rahmen der Aktivierung von Kindern und Jugendlichen zu fördern gilt.

(2) Da es sich bei den identifizierten Risikofaktoren um Dimensionen handelt, die gerade auch im Rahmen der Wohlbefindensforschung erhoben werden und teilweise auch von rechtlicher Bedeutung sind – wenn die Risiken und Belastungen als „Kindeswohlgefährdung“ eingestuft werden können – kann durchaus gesagt werden, dass eine Bestimmung des Wohlbefindens einer Ursachenzuschreibung hinsichtlich potentieller Risiken gleichkommt. Dies zieht praktische Konsequenzen nach sich, die zwischen Prävention und Intervention zu verorten sind.

Datenerhebungen eines Wohlbefindens können im Rahmen dieser Dynamik als Beispiele für einen Perspektivenwechsel von Entwicklungsbeschreibungen hin zu Entwicklungsnormierungen (vgl. Seehaus 2015, S. 656) bezeichnet und als Kontrollinstrumente und präventive Maßnahmen interpretiert werden, die zu bestimmten Verantwortlichkeiten führen. Joos (2018) identifiziert im Rahmen ihrer Analyse von Kinder- und Jugendberichten fünf verschiedene Verantwortungsbereiche, die in ihrer

²⁵ In der Diskussion um den Kompetenzbegriff selbst, wird dabei bereits deutlich, inwiefern der Wandel pädagogischer Begriffe von „Qualifikationen“ über „Schlüsselqualifikationen“ hin zu „Kompetenzen“ einen Prozess der Ökonomisierung von Bildung markiert. So schreibt Höhne: „Von welcher Art sind diese Kompetenzen? Genannt werden mit Blick auf die individuellen Kompetenzen u.a. Kreativtechniken, Fähigkeit zur Selektion von Information, Handlungskompetenz, Selbstmanagement, Reflexionsfähigkeit, Teamfähigkeit, Moderation, Selbstdarstellung (de Haan/Poltermann 2002:330). Diese zunächst abstrakten und normativen Bestimmungen gewährleisten einen „totalen Zugriff auf die Person“ (Voß 2000: 158) und erfassen das Subjekt in unterschiedlicher biographischer Tiefe“ (Höhne 2007, S. 37). Siehe auch Grunert (2012), Höhne (2015) und Rohlfs et al. (2008).

Gesamtheit das Konzept einer „geteilten Verantwortung“ hinsichtlich eines guten Aufwachsens in Deutschland widerspiegeln. Sie unterscheidet in eine privat-familiale, individuell-persönliche, pädagogisch-institutionelle, öffentliche und eine markt-/privatwirtschaftliche Verantwortlichkeiten hinsichtlich zu erbringender Herstellungsleistungen in Bezug auf eine „gute Kindheit“ (vgl. ebd., S. 35). Damit wird ein Akteursfeld kartographiert, welches sich durch je spezifische Handlungsmöglichkeiten von präventiven und intervenierenden Maßnahmen hinsichtlich der Erwartung und Umsetzung eines gelingenden Aufwachsens von Heranwachsenden unterscheidet, wobei ebenfalls zu betonen ist, dass dieses Feld „geteilter Verantwortung“ historisch gewachsen ist und von spezifischen diskursiven Legitimierungsmomenten und Logiken durchzogen ist.

Wie sich die jeweiligen Herstellungsleistungen in den spezifischen Verantwortungsbereichen gestalten und auch entwickelt haben, lässt sich hinsichtlich einer Vielzahl an insbesondere historischen Arbeiten verfolgen. Diese münden dabei in einer Auseinandersetzung mit gesellschaftspolitischen Programmen und Ordnungsprinzipien – insbesondere Wohlfahrtsstaatlichkeit, Sozialinvestivität, Aktivierung und Neue Steuerung – und deren Einfluss auf die Gestaltung guter Kindheit²⁶. So erarbeiten Betz und Bischoff (2018) im Rahmen ihrer EDUCARE Studie bildungsbezogene Vorstellungen 'guter' Kindheit mittels einer Diskursanalyse von „relevanten Dokumenten aus den Bereichen Bildungs-, Kinder- und Jugendhilfe-, Integrations-, Sozial-, und Familienpolitik“ (ebd., S. 56) zehn bildungsbezogene Leitbilder 'guter Kindheit' unter sozialinvestiven Vorzeichen. Hier finden sich die Leitbilder der „guten Kindheit“ als eine vom Erwachsenen differente Lebensform, als gesteuerte Lebensphase, als optimale Entfaltung kindlicher Anlagen, als Vollzug von Kindheit innerhalb institutionalisierter Bahnen, als (entgrenztes) Lernen und Leitbilder, die sich auf eine altersangemessene Ausgestaltung von Kindheit, auf den Schutz, ihre materielle Versorgung, ihre (Lern-)Förderung und ihre Befreiung aus defizitären, familiären Verhältnissen beziehen (vgl. ebd., S. 57) und die Betz und Bischoff dazu veranlassen, diese als Optimierungsweisen von Kindheit zu interpretieren. „Die

²⁶ In diesen Zusammenhang sind auch die Diskurse um eine Neujustierung (vgl. Honig/Ostner 2001), Institutionalisierung (vgl. Betz et al. 2018) und/oder Scholarisierung von Kindheit und Jugend (vgl. Kahlert 2010) zu verorten.

Leitbilder adressieren fast ausschließlich Erwachsene, welche die Aufgabe erhalten, die 'gute' Kindheit zu garantieren und zu sichern – z.B. durch gezielte Entwicklungsbeobachtung und – falls nötig – durch passgenaue Intervention (z.B. durch Sprachförderung). Damit gibt es nicht nur für Kinder, sondern ebenso für Erwachsene keine legitime Möglichkeit der Abweichung. Erwachsene, die nicht (vermehrt) schützen, fördern, normieren oder optimieren wollen, handeln im Rahmen der Leitbilder 'guter' Kindheit und seinen Verflechtungen bzw. Implikationen für 'gute' Fachkräfte und Eltern, nicht 'richtig' bzw. qualitativ hochwertig und damit nicht legitim“ (ebd., S. 62). Damit zeigt sich eine „geteilte“ Verantwortung verschiedener Akteure, von denen gleichzeitig erwartet wird, dass sie auch Ansprüche und Ziele teilen.

Auch zeichnet Klinkhammer (2014) in ihrer diskursanalytischen Arbeit zum Wandel bundesdeutscher Bildungs- und Betreuungspolitik nach, inwiefern ein in den 1990er Jahren einsetzender sozialinvestiver Reformdiskurs und damit die „Strategie der Aktivierung menschlicher Ressourcen durch eine gezielte, 'nachhaltige' Humankapitalförderung“ (ebd., S. 518), das „Dispositiv der konservativ-bürgerlichen Familienkindheit wirkmächtig herausforderte“ (ebd., S. 519) und als Legitimationsgrundlage für den Ausbau und den Auftrag öffentlicher Bildungs- und Betreuungsangebote interpretiert werden kann. Heute besuchen zwar immer mehr Kinder und Jugendliche öffentliche Institutionen (vgl. Rauschenbach 2011) und tun dies auch früher (vgl. dazu den Diskurs zur Professionalisierung der Frühpädagogik bei Jergus/Thompson 2018), aber Mierendorff (2010) kommt im Zuge ihrer historischen Analyse des Wandels und der Kontinuitäten von Kindheit im Wohlfahrtsstaat²⁷ anhand der Kinder- und Jugendhilfe, des Kinder- und Jugendschutzes und des Jugendstrafrechts zu dem Schluss: „Die Altershierarchie wurde gesichert und ausgebaut, die wohlfahrtsstaatlichen Voraussetzungen für strukturiertes Lernen wurden nicht nur aufrechterhalten, sondern in mehrfacher Hinsicht ausgedehnt, die Freistellung von Erwerbsarbeit wurde bestätigt und materiell flankiert und die verfassungsrechtlich

²⁷ Wie bereits gesagt, gibt es hier eine große Bandbreite an spezifischen Untersuchungen, die nicht ausführlich dargestellt werden kann. Historische Bezüge zum Zusammenhang eines Aufwachsens in institutionellen Feldern finden sich etwa bei Honig (2009), Baader et al. (2015), Bühler-Niederberger et al. (2010), Maier- Höfer (2017), Oelkers (2007), Böllert (2011), Kelle/Mierendorff (2013), Kelle (2010), Kränzl-Nagl et al. (2003), Hensen (2006), Seithe/Heintz (2014).

verbürgte Hauptverantwortlichkeit der Familie für die Entwicklung und das Aufwachsen von Kindern wurde im Kern nicht angetastet“ (ebd., S. 262).

Damit stellt ich die Frage, wie sich die Verantwortlichkeit hinsichtlich der Familie unter aktuellen Bedingungen und Erwartungen fassen lässt.

4.4. Gute Eltern

Gleichwohl die öffentliche und institutionelle Beteiligung hinsichtlich des Aufwachsens junger Menschen im Rahmen einer geteilten Verantwortung zugenommen hat, bleibt die Familie nicht nur für die meisten Heranwachsenden der einflussreichste Bildungsort, sondern im Zuge des historischen Wandels ist beobachtbar, dass sich Vorstellungen und Erwartungen an Familie und besonders Eltern verändert haben. Analog zu den bereits vorgestellten Leitbildern guter Kindheit lassen sich auch in Bezug auf Elternschaft veränderte Maßstäbe identifizieren.

Ein erstes breit diskutiertes Leitbild findet sich in der verantworteten Elternschaft. Wie Gerlach (2016) in ihrem historischen Abriss der verschiedenen Normenkomplexe, die diverse Leitbilder von Familie und Elternschaft gezeichnet haben, darstellt, lässt sich in den 1970er Jahren eine veränderte Vorstellung von und Anforderung an Elternschaft feststellen. Vormalig klare Selbstverständlichkeiten der Organisation von Elternschaft, Ehe, Familienstand und geschlechtlicher Arbeitsteilung weichen auf, werden vermehrt individuell und auch rechtlich neu gestaltet (vgl. ebd., S. 26). So stellen das „Gesetz zur Herabsetzung des Volljährigkeitsalter“ von 1974 und die Reform des Rechtes der elterlichen Sorge von 1979 historische Momente dar, die sowohl die elterlichen Aufgaben, als auch die öffentliche Beeinflussung dieser Aufgaben neu bestimmen. So wird bspw. „das Leitbild einer konsensualen Erziehung, das die Eltern verpflichtet, mit wachsendem Lebensalter des Kindes auf dessen Bedürfnisse und Interessen Rücksicht zu nehmen und entwürdigende Erziehungsmaßnahmen verbietet (§ 1626 Abs. 2; § 1618a; § 1631 Abs. 2), in das Familienrecht aufgenommen“ (ebd., S. 27). Gleichzeitig wird die öffentliche Eingriffsmöglichkeit in das familiäre Geschehen durch das Vormundschaftsgericht erweitert, die sich durch die Kindheitsrechtsreform von 1998 (vgl. Oelkers 2007) und der Einführung des kindlichen Rechts auf gewaltfreie Erziehung ab 2001 fortführt. Damit bestimmt Gerlach zwei markante Leitkonzepte von Elternschaft:

Verantwortete Elternschaft und die Ausrichtung am Kindeswohl zur Beurteilung elterlicher Aufgaben (vgl. Gerlach 2016), wobei darzustellen ist, wie sich diese Konzepte gegenseitig bedingen und diskursiv (etwa im Rahmen theoretischer Modelle, rechtlicher Maßnahmen und bildungspolitischer Ansprüche) aufeinander bezogen werden.

Anhand des Diskurses um eine Verantwortungsaktivierung von Elternschaft – besonders unter dem Vorzeichen einer „guten“ Elternschaft – lassen sich weitere Orientierungsgrößen und insbesondere verschränkte Anforderungen an Eltern, Familie und Erziehung eindrücklich nachzeichnen. Wie Jergus et al. (2018, S. 10-14) in ihrer historischen Darstellung von Elternschaft nachzeichnen, wandelt sich die Vorstellung von und der Anspruch an Elternschaft im Zuge der gesellschaftlichen Entwicklung. So gelten die ab den 1960er Jahren eintretende „Pluralisierung von Familienformen, die Ausdifferenzierung des Bildungswesens in außer-, vor- und nachschulische Settings sowie die ökonomischen Erfordernisse des lebenslangen Wissenserwerbs“ (ebd., S. 12) als soziale Prozesse, die die Bedeutung von Erziehung und Sorge in der Gestalt neu füllen, indem sie „die Standards ‚guter‘ Elternschaft auf die Aufgabe der Grundlegung, Begleitung und Förderung einer lebenslangen Bildungsbiographie der Kinder“ (ebd., S. 13) verschieben. Ablesbar ist dies zum Beispiel im Bedeutungsvorrang der Elternschaft gegenüber der Ehe hinsichtlich öffentlicher Regulierungs- und Förderungsinteressen (vgl. Oelkers 2007) und in der Erziehungsverantwortung. „Verantwortete Elternschaft bezieht sich darauf, dass es im Gegensatz zu früheren Jahrhunderten nicht mehr als legitim gilt, die eigenen Kinder nicht selbst großzuziehen. Vielmehr wird von der leiblichen Mutter oder den leiblichen Eltern erwartet, die Erziehungsverantwortung zu übernehmen. [...] Verantwortete Elternschaft signalisiert die Zuständigkeit beider Eltern für die Erziehung und das Wohlergehen der Kinder“ (Kolbe 2002, S. 9f.).

Jergus et al. betonen, dass sich, bedingt durch diesen Wandel, elterlich-erzieherisches Handeln insbesondere vermehrt an den Standards öffentlicher Bildungsmaßgaben zu orientieren hat. Sie betrachten den Wandel von Anforderungen und Praxis im Rahmen sozialer Bedingungen und bezeichnen diese im Anschluss an Lessenich (2008) als postwohlfahrtsstaatlich, postdemokratisch (vgl. Crouch 2008) und als neoliberalisierte Governancen (ebd., S. 13), für die charakteristisch gilt, dass sie eine starke Ressourcen- und Effizienzorientierung aufweisen, bei gleichzeitigem Verlangen nach hoher Vergleichbarkeit.

Damit kann erneut auf die Bedeutung des Humankapitals verwiesen werden, welches als gegenwärtige Orientierungsgröße für Erziehung von normativem Gehalt ist.

So diskutiert Oelkers (2018, S. 103), inwiefern unter den Bedingungen einer aktivierenden und sozialinvestiven Wohlfahrtspolitik Heranwachsende zu „wichtigen wirtschaftlichen Ressourcen“ und „einer der wichtigsten sozialpolitischen Zielgruppen“ (ebd.) werden, was die Aufgabenbestimmung der Eltern und die Bedeutung von Erziehung maßgeblich mitbestimmt. Der Verantwortungsbereich von Eltern hinsichtlich der eigenen Kinder, ausgedrückt in den Aufgaben der Pflege, Versorgung, Betreuung und Erziehung, wird durch ein verstärktes staatliches Interesse am Kind, als Sicherung der Volkswirtschaft, erweitert, indem nicht mehr nur die elterliche Verantwortung für das Wohl des individuellen Kindes betont wird, sondern auf das Wohl und die Zukunft der Gesellschaft verwiesen wird. Athanassiadou et al. (2015) sprechen angesichts aktueller politischer Debatten von einer ausgedrückten Spezialisierung, „d.h. einer Reduktion der Vielfalt der Funktionen von Familie, die allerdings mit steigenden Leistungserwartungen einhergeht“ (S. 12). So zeigt sich die starke Gewichtung einer Vorstellung des Humanvermögens in einer populären Variante elterlicher Adressierung: „Kinder werden zusehends als Bildungssubjekte angesprochen, komplementär aber auch als ‚öffentliches Gut‘ angesehen, in das Investitionen fließen und an dessen Qualität folglich gesellschaftliche Ansprüche gestellt werden können. Darauf bezogen ist es die Pflicht der Eltern (und das heißt am Ende immer noch vorrangig: der Mütter), unter bestmöglicher Nutzung vielfältiger außerfamiliärer Bildungs- und Betreuungsangebote für eine möglichst optimale Förderung ihrer Kinder Sorge zu tragen“ (ebd.)²⁸.

Correl und Kassner (vgl. 2018, S. 78) lesen das Eindringen dieser Perspektive in einen bildungspolitischen und familienpolitischen Diskurs in den 1990er Jahren ab und verweisen insbesondere auf den 5. Familienbericht, in dem es heißt, „dass das Humanvermögen einer Gesellschaft durch die Leistungen der Familie begründet wird,

²⁸ Ablesbar ist diese humanökonomische Perspektive auch eindrücklich im Rahmen des Diskurses zur frühkindlichen Bildung (vgl. Jergus/Thompson 2018; Drieschner 2010; Diehm 2012). So fasst Thompson charakteristische Entwicklungen frühkindlicher Bildungsinstitutionen folgendermaßen zusammen: „erstens durch institutionelle und curriculare Ausrichtung an der Schule, zweitens durch flächendeckende Implementation von kompetenzdiagnostischen Verfahren sowie drittens durch eine steuerungslogische Denkfigur, welche gegenwärtige Lernstände und Förderungsmaßnahmen als eindeutige Referenz für individuelle und gesellschaftliche Zukunft bestimmen“ (Thompson 2018, S. 57).

und alle Menschen von Lebensbeginn bis zum Lebensende, sowie die Gesamtheit der gesellschaftlichen Einrichtungen dieser familialen Leistung bedürfen“ (5. FB 1994, S. 16).

Damit erfahren Eltern „neue Aufmerksamkeiten“ (vgl. Fegter et al. 2013) im Hinblick auf Verantwortung und deren Umsetzung (z.B. ge- und misslingendes Schützen und Fördern des Humankapitals), was Oelkers (2018) im Hinblick auf die rechtliche Implementierung des Kindeswohls (z.B. anhand der Kindschaftsrechtsreform) nachzeichnet. Dabei betont sie insbesondere den Doppelcharakter staatlicher Organisation von Elternschaft und Erziehung zwischen größerer Zuweisung von Autonomie und Verantwortung an Eltern und staatlicher Einflussnahme im Rahmen von Kontrolle und Erfüllung des Wächteramtes (vgl. ebd., S. 108). Auch hier findet sich damit der besondere Charakter eines aktivierenden Staates, der an die individuelle Eigenverantwortung des Einzelnen, bzw. der Eltern und Familie appelliert (vgl. Oelkers 2007, S. 36). Im Prinzip könnte damit gesagt werden, dass Eltern in Rahmen ihrer Verantwortlichkeit und der an sie gerichteten Erwartungen und in der Erfüllung des erzieherischen Auftrags selbst den Charakter eines Humankapitals und damit einer Ressource gewinnen. Privater familiärer Umgang erlangt somit auch die zusätzliche Dimension einer öffentlichen und ökonomischen Praxis. Dem Gegenüber gestaltet sich die staatliche Verantwortung in neuer Form: Einerseits ist ein Rückbau von wohlfahrtsstaatlichen Unterstützungsarrangements wahrzunehmen (vgl. ebd., S. 36) und andererseits gibt es Bemühungen, den eigenen Aufgabenbereich neu zu fassen. So beschreibt Lindenberg (2002) die Leitidee eines aktivierenden Staates, sich als „Partner sozialer Hilfe, als Moderator sozialer Konflikte, als Supervisor sozialer Probleme, oder aber auch als Animateur der Selbsthilfe und Eigentätigkeit“ (Lindeberg 2002, S. 1, zit. n. Oelkers 2007, S. 35) zu sehen. Die von Jergus dargestellte Entwicklung von einer Elternarbeit zur Erziehungspartnerschaft macht dieses „Bild der gemeinsamen Anstrengung im Interesse des bestmöglichen Förderung des Kindes“ (Jergus 2018, S. 127) deutlich²⁹ und auch die Entwicklungen und Programme im Bereich der Eltern- und Familienbildung verweisen auf diese Motivationslage (vgl. Hartung 2012). Woran orientieren sich aber die Bemühungen und was haben Eltern an Verantwortung zu erfüllen?

²⁹ Siehe zur Erziehungspartnerschaft auch Betz (2015).

Ein erster Auftrag ist im deutschen Grundgesetz ablesbar. Dort ist festgehalten, dass Pflege und Erziehung der Kinder Recht und Pflicht von Eltern darstellen (Artikel 6 Abs. 2GG), wobei es sich dabei um ein „dienendes“ Recht und eine „zuvörderst den Eltern obliegenden Pflicht“ handelt, über deren Betätigung sie staatliche Gemeinschaft wacht, wie Waterstradt im Rückgriff auf eine Pressemitteilung des Bundesverfassungsgerichts (1998) betont (vgl. Waterstradt 2018, S. 43). Dabei kann bezüglich des Orientierungshorizonts von Pflege und Erziehung auf die Vorstellung „guter Kindheit“ oder „gelingenden Aufwachsens“ verwiesen werden, die gegenwärtig insbesondere durch die Kategorien des Kindeswohls und des kindlichen Wohlbefindens konkretisiert wird. Weiterhin wird, wie Jergus et al. (2018) darstellen, Elternschaft unter den gegenwärtigen Horizont lebenslangen Lernens zu einer Bildungsaufgabe gemacht, die darin besteht, die Bildungsbiographie der Kinder zugrunde zu legen, zu begleiten und zu fördern (vgl. ebd., S. 13). Diesbezüglich dominiert aktuell „als Referenzpunkt weniger ein (vermeintlich) natürliches Erziehungshandeln der Eltern“ sondern zunehmend „öffentliche Bildungsmaßgaben orientieren die Standards, an denen sich das elterliche Handeln ausrichten soll. Die Grundlegung und Begleitung einer lebenslangen Bildungsbiographie des Kindes avanciert zunehmend zur Norm elterlicher Aufgaben und Praxen“ (ibd.). Um die Standards und Normen inhaltlich präziser fassen zu können, bemühen sich Bischof et al. (2013a) in ihrem diskursanalytisch gefassten Projekt EDUCARE um eine Darstellung von Leitbildern „guter Elternschaft“, wie sie sich im bundespolitischen Diskurs zeigen. Im Ergebnis stellen sie vier dominante Diskursmuster vor, die auf unterschiedliche Arten und Weisen, Elternschaft konstruieren und Eltern adressieren. Ein erstes Diskursmuster fasst bestimmte Eltern als inkompetent und damit hilfs- und förderbedürftig hinsichtlich der zu erbringenden Leistungen von Erziehung, Bildung und Versorgung auf. Aufgrund von z.B. Ressourcenarmut oder Unwissenheit werden Eltern als potentielle Klienten von Interventionsmaßnahmen angesprochen, so dass sich in diesem Muster „gute Elternschaft‘ durch den Willen zum Wissenserwerb und durch die Inanspruchnahme öffentlicher Hilfsangebote (z.B. Förder-, Betreuungs- oder Informationsangebote) auszeichnet, die letztlich in den Kompetenzzuwachs von Eltern und Kindern münden“ (ibd., S. 74). Ein zweites Diskursmuster konstruiert Eltern als „unfähig“, mit der Konsequenz, dass es nicht ausreicht die Eltern zu fördern, sondern deren Inkompetenz in Bezug aufs Kind direkt am Kind auszugleichen. „Die potentielle Inkompetenz und

Unfähigkeit wird vor allem Eltern mit niedrigem sozio-ökonomischen Status zugeschrieben sowie Eltern mit Migrationshintergrund: Sie können ihre Kinder aufgrund fehlender Deutschkenntnisse nicht selbst fördern und nutzen aufgrund von Nichtwissen keine oder nicht genügend Bildungs- bzw. Förderangebote oder treffen falsche Bildungsentscheidungen für ihre Kinder“ (ebd., S. 75). „Gute Elternschaft“ bedeutet hier eine Übergabe des Kindes (bzw. Befreiung) an ein bildungsförderliches außerhäusliches Umfeld. Ein drittes Muster „guter Elternschaft“ zeichnet sich durch Ressourcenreichtum (in materieller und intellektueller Hinsicht) aus, welcher für die Entwicklung und Förderung von Kindern positiv genutzt wird. Eltern sind Ressourcen und Arrangeure für die Entwicklung ihrer Kinder und sind gute Eltern, wenn sie eine positive Entwicklung aktiv garantieren (vgl. ebd., S. 75f.). Ein letztes Diskursmuster betont die grundsätzliche Verantwortlichkeit und Pflicht von Eltern, den Erziehungs- und Bildungsauftrag positiv zu erfüllen. Das Ergebnis guten elterlichen Handelns liest sich dabei an den Heranwachsenden selbst ab. Entwicklungsrückstände oder Bildungsmisserfolge werden hier auf ein falsches Handeln von Eltern zurückgeführt (vgl. ebd., S. 76). Letztlich zeichnen Betz et al. folgendes Leitbild „guter Elternschaft“: Eltern sind hinsichtlich ihres erzieherischen Auftrags und ihrer Verantwortung kompetent, sind mit Wissen ausgestattet und verfügen über ein geeignetes Reflexionsvermögen, um ggf. auch zu erkennen, dass sie sich selbstständig über einen Wissenszuwachs bemühen müssen. Weiterhin orientieren sie ihr Handeln an der Vorstellung eines forschenden und wissbegierigen Kindes, welches nicht „nur“ versorgt, sondern auch aktiv gefördert und angeregt werden soll (vgl. ebd., S. 76f.). Grundlegend von Wert ist hierbei eine günstige familiäre Kapitalausstattung, sowohl hinsichtlich des Bildungshintergrunds, als auch finanzieller Ressourcen. Somit ist auch hier erneut eine normative Spanne von guter und verantwortungsbewusster bis zu falscher und schlechter Elternschaft entworfen, was sich im Bild einer „Risikofamilie“ negativ ausgedrückt findet (vgl. dazu Chassé 2007; Hensen/Schone 2007). Nimmt man diesen Entwurf „guter Elternschaft“ als normative Folie, an der sich elterliches Handeln zu orientieren hat, dann ergeben sich angesichts aktueller gesellschaftlichen Bedingungen unmittelbare Fragen und Konsequenzen für die Herstellungsleistung von Familie, denn wie können/sollen Akteure diesem Anspruch guter Elternschaft gerecht werden? Hier lässt sich mit Schneider et al. (2014) eine Reihe an praktischen Herausforderungen und Idealen aufzählen, die ein doing family unter den Bedingungen einer verantworteten

Elternschaft deutlich machen. So misst sich etwa die Gestaltung der Paarbeziehung anhand der Qualitäten „Exklusivität, Vertrauen, Dauerhaftigkeit, Liebe, Treue, Offenheit und Aufrichtigkeit sowie wechselseitige verlässliche emotionale, praktische und materielle Unterstützung“ (Schneider et al. 2014, S. 19), wobei gleichzeitig eine Nähe-Distanz-Relation ausgehandelt werden muss, für die prinzipiell eine gestiegene Bedeutung nach individueller Autonomie festzustellen ist (vgl. ebd.). „Gemeinsamkeit und Autonomie müssen heute in Balance gebracht und über den Lebenslauf hinweg immer wieder neu flexibel angepasst werden“ (ebd.). Damit einher geht die Frage nach einer richtigen Arbeitsteilung. Hier weicht die Vorstellung einer komplementären vermehrt der Vorstellung einer egalitären Arbeitsteilung, in der beide Elternteile sowohl für die Kinderbetreuung, als auch das Einkommen gleichermaßen zu sorgen haben³⁰. Hinsichtlich der Erziehungsverantwortung beginnt „richtiges“ Verhalten bereits in der Schwangerschaft: Alkohol, Zigaretten und bestimmte Nahrungsmittel sind, so die allgemeine Überzeugung, für die werdende Mutter tabu, wenn sie – als verantwortungsvolle werdende Mutter – das Risiko einer gesundheitlichen Schädigung des noch ungeborenen Kindes ausschließen will“ (ebd., S. 23). Neben dieser Ausrichtung an einem körperlichen Wohlbefinden finden sich auch Standardisierungen hinsichtlich der Gestaltung von Eltern-Kind-Beziehungen: „Das Leitbild einer guten Eltern-Kind-Beziehung sieht – genau wie das der Partnerschaft – Offenheit und Aufrichtigkeit und (wenn auch in einem anderen Sinne) Liebe vor. Gute Eltern sollten immer für ihr Kind da sein, wenn es sie braucht. So gesehen bedeutet Elternschaft heute auch ein gutes Stück Opferbereitschaft und Selbstaufgabe“ (ebd., S. 23).

³⁰ In diesem Zusammenhang gewinnt eine gendersensible Perspektive an großer Bedeutung. So sind derzeit aktuelle Diskurse um („neue“) Mutterschaft und („aktive“) Vaterschaft, wie sie auch insbesondere in internationalen Forschungskontexten zu finden sind, darum bemüht, Rollenzuweisungen und Geschlechtskonstruktionen hinsichtlich familiärer Arbeitsteilung, Autonomie und Verantwortung zu analysieren. Hier sind insbesondere im Hinblick auf Responsibilisierungen Legitimierungslogiken zu verfolgen, die hinsichtlich eines vermeintlich richtigen Verhaltens von Müttern und Vätern (vgl. zur auf spezifische geschlechtliche Differenzen verweisen (zur Übersicht lassen sich die Arbeiten des Centre for Parenting Culture Studies nennen sowie Flaake 2014 und Dilger 2018). Eine Ergänzung dazu stellen Studien zu gleichgeschlechtlichen familiären Konstellationen dar (vgl. Maier 2018). Auch Fragen um das Leitbild von Doppelkarrierepaaren (vgl. Leinfellner 2018) sowie um die Praxis eines Coparenting (vgl. Langmeyer 2015) sind im Zusammenhang mit Gestaltungsprozessen von Autonomie und Erziehungsverantwortung zu lesen.

Deutlich wird hierbei die Verantwortung beider Elternteile hinsichtlich eines allgemeinen Wohlbefindens der Heranwachsenden, welches als Kategorie für die positive Entwicklung dabei sowohl als gegenwärtig aktueller Maßstab (Wie geht's dem Kind?) und Zielvorstellung (Was ist gut für das Kind?) gesetzt wird.

Inwiefern diese Leitbilder eine Orientierungsgröße darstellen, die sich in einer alltäglichen Praxis finden lässt, dazu kann auf die Familienleitbildstudie des Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (BiB) verwiesen werden, die 2012 5.000 20- bis 39-Jährige in Deutschland hinsichtlich ihrer Meinung zu den in der Gesellschaft vermuteten als auch persönlicher Leitbilder zur Familie abgefragt hat (vgl. Schneider et al. 2015). Identifiziert und vergleichend dargestellt werden hier die beiden Leitbilder einer komplementären Geschlechterrolle der Eltern (verbunden mit der Ablehnung einer externen Kinderbetreuung) und einer kindzentrierten Erziehungsarbeit, die von der Vorstellung einer verantworteten Elternschaft geprägt ist (vgl. ebd., S. 247). Hinsichtlich der persönlichen Leitbilder wird im Ergebnis festgehalten, dass sich für das Elternschaftsleitbild der kindzentrierten Erziehungsarbeit eine doppelt so häufige Zustimmung findet wie für das der „komplementären Elternrollen“ (vgl. ebd., S. 254). Ähnlich gestaltet sich das Ergebnis im Hinblick auf die Frage nach der Etablierung der Leitbilder in der Gesellschaft: Auch hier herrscht die Vorstellung vor, dass das Leitbild der „kindzentrierten Erziehungsarbeit“ weitaus stärker etabliert und präsenter ist, als das der „komplementären Elternrollen“ (vgl. ebd., S. 260). Allerdings gilt auch, dass es insgesamt Widersprüche festzustellen gibt. So stimmt etwa die Hälfte der 20- bis 39-Jährigen entweder beiden oder keinem der beiden Leitbilder zu und betrachtet man die eigene Lebensgestaltung im Vergleich zum präferierten Leitbild, dann zeichnet sich hier eine Diskrepanz ab. Letztlich schließen Schneider et al. (2015) damit, dass die Dominanz des Leitbildes einer kindzentrierten Erziehungsarbeit als ein Zeichen für einen vorangeschrittenen sozialen Wandel interpretiert werden kann. Da allerdings auch beide Leitbilder von der Hälfte der Befragten befürwortet oder beide gleichermaßen abgelehnt werden, interpretieren Schneider et al. den sozialen Wandel als „sehr wahrscheinlich noch nicht abgeschlossen“ (ebd., S. 265). „Dahinter könnten sowohl innere Konflikte bzw. eine Verunsicherung stehen, welches der Leitbilder aktuell Gültigkeit besitzt, als auch eine Überforderung derart, dass sich die 20- bis 39-Jährigen dem Anspruch ausgesetzt sehen, die vielfältigen Ansprüche an Elternschaft gleichzeitig zu erfüllen. Dabei konkurriert die

Maxime der Förderung und Sicherung des Kindeswohls und das damit verbundene hohe Maß an elterlicher (insbesondere mütterlicher) Betreuung und Beschäftigung mit dem Kind – oft durch nicht ausreichende Betreuungsinfrastruktur weiter intensiviert als gewünscht – mit dem Leitgedanken nach Gleichberechtigung und fairer Aufgabenteilung zwischen den Eltern sowie mit dem Streben nach Selbstbestimmung und Selbstentfaltung beider Eltern“ (ebd.).

Angesichts der beschriebenen neuen Bedingungen von Familie – Pluralisierung, Enttraditionalisierung, Vereinbarkeit von Beruf und Familie, veränderte Rollenerwartungen – stellen sich im Anschluss an die neuen Leitkonzepte folgende Fragen:

Wie gestaltet sich ein erzieherischer Umgang mit Heranwachsenden und wie wird die Verantwortlichkeit in eine erzieherische Praxis übersetzt? Welche Aufgaben sollen Eltern eigentlich erfüllen? Dies stellt die Frage nach den Erziehungszielen? Und wie sollen bzw. können diese Aufgaben erfüllt werden? Was die Frage nach den Erziehungsstilen und Erziehungswerten provoziert. Letztlich stellt sich die Frage, wie Eltern diese Aufgaben erfüllen? Damit wäre die Frage nach der Erziehungswirklichkeit und Praxis gestellt.

Auch hier soll anhand des Diskurses um Erziehung, der ebenfalls eine normierte Polarisierung von „guter“ versus „schlechter“ Erziehung enthält, gezeigt werden, inwiefern das „Wohlbefinden“ als Werthorizont für „richtiges“ Handeln inszeniert wird.

4.5. Gute Erziehung

Aufgrund des Umfangs, der Komplexität und der Heterogenität des Konzeptes von Erziehung sollen hier Schwerpunkte dargestellt werden, die im Zusammenhang zu den bisherigen theoretischen Überlegungen zu interpretieren sind und es soll keine umfassende Auseinandersetzung mit der Theorie- und Anwendungsgeschichte von „Erziehung“ geschehen.

Geht man zunächst von Brenzikas Begriffsbestimmung aus, der unter Erziehung soziale Handlungen verstanden wissen will, „durch die Menschen versuchen, das Gefüge der psychischen Dispositionen anderer Menschen mit psychischen und (oder) sozial-kulturellen Mitteln in irgendeiner Hinsicht dauerhaft zu verbessern oder seine als wertvoll beurteilten Komponenten zu erhalten“ (Brenzika 1971, S. 613) und im Anschluss daran

Brumliks Beurteilung dieser Definition verfolgt, in der er betont, dass damit sowohl die „objektiv“ richtigen Erziehungsziele offen bleiben und der normative Horizont von Erziehung jeweils im Kontext sozialer und historischer Gefüge zu betrachten ist (vgl. Brumlik 2013, S. 21), dann soll im Folgenden „Erziehung“ unter aktuellen Bedingungen – einschließlich propagierter Erziehungsziele – betrachtet werden. Dabei ist es ungemein wichtig „Erziehung“ als Diskursgröße zu verstehen, die von heterogenen sozialen Bedingungen abhängig ist und aus heterogenen und kulturspezifischen Perspektiven unterschiedlich gefüllt wird. Auch hier geht es insbesondere um das Herausarbeiten propagierter Leitbilder aktueller Erziehung im Rahmen von Familien und nicht um die Darstellung äußerst heterogener Anwendungen und Vorstellungen, wie sie sich etwa anhand einflussreicher sozialer Kategorien des Milieus, Herkunft, Geschlechts oder in pädagogischen Institutionen nachzeichnen ließen.

Ein erstes festzuhaltendes Charakteristikum von Erziehung – so wie es in der sozialpolitischen Anrufung einer verantworteten Elternschaft und auch in wissenschaftlichen Betrachtungen abzulesen ist – ist die mit Erziehung einhergehende Bedeutung eines Generationsverhältnisses bei gleichzeitiger Konstruktion von Kindheit und Jugend. Dabei kann das Verhältnis der Generationen als Entwurf einer Differenz gedeutet werden, die sich unmittelbar auf die Gestaltung der Interaktion der Generationen auswirkt. Dies ist dabei jeweils im historischen Kontext zu betrachten und hat spezifische Ausformungen erfahren, was sich insbesondere im Rahmen historischer Analysen nachverfolgen lässt (vgl. z.B. Baader et al. 2014; Mierendorff/Olk 2002; Ecarius 2002; Honig 2009).

Wie Knoll (2018) betont ist damit „die generationale Ordnung als soziale Praxis zu verstehen, sie ist das Verhältnis zwischen Kindern und Erwachsenen, das von diesen in Interaktionen hergestellt werden muss. Und da es immer wieder neu hergestellt werden muss, kann sie sich bekräftigen oder auch verändern“ (ebd., S. 22).

Hinsichtlich der Konstruktion der Differenz sind zwei aktuelle Leitbilder konstitutiv:

Zum einen wird die Differenz zwischen Kindern und Erwachsenen als biologische Differenz und damit als anthropologische Tatsache markiert (vgl. Drieschner 2007, S. 17). Das Verhältnis ist damit ein evolutionäres Verhältnis welches zum einen durch die Bedeutung einer überlebenswichtigen Fürsorge, zum anderen durch den Umstand, dass „menschliches Verhalten nicht durch genetisch verankerte Programme instinktreguliert

gesteuert, sondern über Lernprozesse den jeweiligen Umweltbedingungen angepasst wird“ (ebd.), bestimmt wird. Davon unmittelbar abzuleiten ist die Vorstellung und damit die soziale Konstruktion, dass Kinder als „Heranwachsende“, „Aufwachsende“, „Werdende“ und „Noch-Nicht-Fertige“ entworfen werden, die sich in einer Entwicklungsphase befinden und spezieller (erzieherischer) Umgangsformen bedürfen (vgl. Gerarts 2015, S. 29).

Daneben findet sich, wie gezeigt, (insbesondere) in der Kindheitsforschung ab den 1980er Jahren ein Wandel im Verständnis von Kindern und Kindheit, die nicht mehr nur aus einer entwicklungspsychologischen und sozialisationstheoretischen Perspektive, sondern in ihrer Eigenständigkeit und gegenüber Erwachsenen als gleichberechtigte und kompetente Akteure, als „Seiende“ (zum Thema Agency siehe: Esser et al. 2016) betrachtet werden (vgl. Andresen 2008, S.9).

Die beiden vielleicht auf Anhieb widersprüchlich erscheinenden Perspektiven einer „absolut fraglos gewordenen und in zentralen gesellschaftlichen Institutionen realisierten Vorstellung, dass der Nachwuchs einer systematischen sozialen Zurichtung durch die Erwachsenen bedürfe und dass dies eine unverzichtbare Grundlage der gesellschaftlichen Ordnung sei“ (Bühler-Niederberger 2005, S. 112) und die Kinder als „Mängelwesen“ entwirft einerseits und andererseits die Perspektive von Kindern als „Erkenntniswesen“, die verstärkt kindliche Kompetenz und Selbstständigkeit betont, gewinnen im Hinblick auf eine erzieherische Praxis bzw. auf aktuelle Anforderungen durchaus den Charakter sich ergänzender Konstruktionen. Angesichts eines – wie zu zeigen sein wird – Leitbildes einer Erziehung zur Selbstständigkeit und Autonomie, für die „Wohlbefinden“ sowohl als Notwendigkeit als auch als Effekt erklärt wird und die ihre besondere Qualität im Rahmen aktueller sozialer Bedingungen erfährt, verlieren die Vorstellungen von Kindheit vermehrt ihren widersprüchlichen Charakter.

Zunächst ist darauf hinzuweisen, dass eine Erziehung zur Selbstständigkeit zum einen das konstitutive Element neuzeitlicher Pädagogik darstellt (vgl. Drieschner 2007) und zum anderen der Widerspruch zwischen Autonomie und Zwang zu den grundlegenden Antinomien pädagogischen Handelns zu zählen ist (vgl. Helsper 2004). Gleichwohl es sich somit um ein historisches Problem und um eine geradezu klassische pädagogische Aufgabe handelt, gewinnt das Erziehungsziel „Selbstständigkeit“ im Rahmen aktueller sozialer Bedingungen unter den Vorzeichen einer Individualisierung und besonders

hinsichtlich der beschriebenen Subjektanforderungen des Unternehmerischen an großer Brisanz. So zeigt Drieschner (2007) auf, inwiefern „Selbstständigkeit“ unter individualisierten Bedingungen zur wichtigsten Schlüsselqualifikation und damit zum Erziehungsziel für Heranwachsende wird (vgl. ebd., S. 45). Zum einen geschieht dies angesichts veränderter Anforderungen des Arbeitsmarktes, zum anderen durch die Destandardisierung des Aufwachsens, die die „frühzeitige Ausbildung von Persönlichkeitseigenschaften und Verhaltensweisen, die zentral durch psycho-soziale Selbstständigkeit bestimmt sind“ (ebd., S. 45f.) immer wichtiger werden lassen. Auch im Band „Spätmoderne Jugend-Erziehung des Beratens-Wohlbefinden“ (Ecarius et al. 2017) wird dargestellt und diskutiert, inwiefern Souveränität, Selbstwirksamkeit, Selbststeuerung, Eigenverantwortung und Selbstkontrolle zu notwendigen Kompetenzen avancieren, angesichts der Anforderungen individualisierter Lebensläufe, für die Flexibilität, Multioptionalität und Instabilität immer mehr als charakteristisch gelten können. Um zu verdeutlichen, inwiefern sich dieses Erziehungs- und Entwicklungsziel von Autonomie, gekoppelt an die Kategorie des Wohlbefindens, in den Erwartungen an ein elterliches Erziehungsverhalten³¹ niederschlägt, kann erneut auf rechtliche Gestaltungsmuster und (populär)wissenschaftliche Diskurse exemplarisch zurückgegriffen werden.

So zeigt sich, wie Gerlach darstellt, im Rahmen gutachterlicher Prüfungen des Kindeswohls etwa folgender Katalog, an dem sich elterliches Handeln zu orientieren hat und an dem es bemessen wird: Die körperliche und psychische Gesundheit, als Grundvoraussetzung für das Wohlergehen, soll gewährleistet sein. Heranwachsenden soll „die Möglichkeit einer störungsfreien Entwicklung und Entfaltung der Persönlichkeit“ gegeben sein. Für eine „weitgehende Freiheit von Belastung, Angst und Konflikten“, „die Möglichkeit der Entwicklung und Aufrechterhaltung interpersonaler emotionaler Beziehungen“, „die Möglichkeit eines Aufwachsens in einer Familie oder familienähnlichen Gemeinschaft mit der Chance, affektive Bindungen zu entwickeln“, sowie „die Sicherung der materiellen Situation, in einem Ausmaß, so dass die Realisierung der genannten Ziele ermöglicht werden kann“ soll Sorge getragen werden

³¹ Ähnliches ließe sich auch für institutionalisierte Bildungs- und Erziehungsorte nachzeichnen, was aber nicht zentral für diese Arbeit ist.

(Gerlach 2017, S. 138). Mit Engelhardt können Anforderungen an Erziehung durch die Ausrichtung erzieherischen Verhaltens entlang der Kinderrechtskonvention weiterhin konkretisiert werden: Sensibles und an den Bedürfnissen des Kindes ausgerichtetes Verhalten, Ermutigung und Ermöglichung von Erfahrungen, die die Fähigkeiten erweitern können, und eine Zubilligung notwendiger Autonomie über eigene Belange zu entscheiden, gelten hier als entwicklungsförderliche Maßnahmen (vgl. Engelhardt 2017, S. 179).

Wie bereits im Diskurs um das Leitbild einer verantworteten Elternschaft deutlich geworden ist, ist es weiterhin eine dezidierte Aufgabe der Eltern, die Bildungsbiographie der Heranwachsenden zu begleiten und zu fördern. Walper und Stemmler fassen die Bedeutung der Familie folgendermaßen: „Familien spielen in vielfacher Hinsicht eine zentrale Rolle als Entwicklungs- und Bildungskontext für die in ihnen aufwachsenden Kinder: sie eröffnen über die materielle Ausstattung des Haushalts und die Gestaltung von Beziehungen und Interaktionen Lern- und Entwicklungsgelegenheiten; sie lenken kindliche Neugier und Lernmotivation und liefern Richtlinien für angemessenes Verhalten; und sie vermitteln direkt und indirekt den Zugang zu außerfamilialen Erfahrungsräumen, die ihrerseits unterschiedliche Lern- und Bildungsprozesse ermöglichen“ (Walper/Stemmler 2013, S. 23)³². Neben dieser stark auf Bildungsaspekte fokussierten Aufgaben kann mit Minsel auf die Bedeutung der Eltern als „einen der wichtigsten Einflussfaktoren für die psychische, soziale und physische Entfaltung des Kindes“ (Minsel 2011, S. 865) verwiesen werden.

Eltern, die eröffnen, gestalten, interagieren, lenken, vermitteln, ermöglichen und beeinflussen; damit steht ein Handlungsspielraum zur Verfügung, der sich in Anbetracht von Empfehlungen, potenziellen Möglichkeiten, Pflichten und Präferenzen immer weiter zu ergänzen scheint, wobei die Benennung einer Vielfalt an Handlungstechnologien nur wenig Konkretes über ihre tatsächliche Ausgestaltung zu sagen vermag. Ähnliches findet

³² Was sich unter „Bildung“ allerdings fassen lässt bzw. fassen lassen sollte, ist durchaus umstritten. Auch in Bezug auf das Verständnis von „Bildung“ lässt sich ein Wandel feststellen. So beschreiben Drieschner und Gaus (2010) einen Bedeutungswandel „des traditionellen Ideals von Bildung als umfassender, zweckfreier und subjektorientierter Prozess“ im Rahmen der Debatten um Bildungsstandards, Schlüsselqualifikationen, Leistungsbeschreibung und Kompetenzorientierung (ebd., S. 19). Diese Bedeutungszuspitzung des Begriffs kann durchaus als symptomatisch für eine Ökonomisierung des Pädagogischen gelesen werden.

sich auch bei Fuhr (1998), der aus einer pädagogischen Fachperspektive den Versuch unternimmt, Maßstäbe der Erziehung zu begründen und diesbezüglich einen Minimalkatalog an Aufgaben entwirft. Kinder sind von ihren Eltern insbesondere kognitiv, sozial, emotional und sprachlich zu fördern, Erkundungsfreude, motorische Fähigkeiten, Wahrnehmungsfähigkeiten, Gedächtnis, Spiel, die Entwicklung einer eigenen Persönlichkeit, eines bestimmten Umgangs mit der Geschlechterfrage und der Entwicklung stabiler Beziehungen zu den Eltern sind zu fördern. Auch Tschöpe-Schefflers (2005) beschreibt einen Orientierungsplan für eine „gute Erziehung“ anhand von fünf Säulen entwicklungsfördernder und entwicklungshemmender Aspekte des Erziehungsverhaltens, die als Reflexionsfolie für Elternbildungsangebote dienen können, um Selbstreflexions- und -erfahrungsprozesse der Eltern anzuregen und als „allgemeingültige Voraussetzungen und wichtige Ressourcen für die Entwicklung einer starken, leistungsfähigen und verantwortungsbewussten Persönlichkeit“ (ebd., S. 256) identifiziert werden. „Mit Hilfe einer solchen Erziehung ist das Kind in der Lage, Selbstwertgefühl, Selbstregulation und Autonomie aufzubauen“ (vgl. ebd.).

Emotionale Wärme, Anerkennung, Kooperation, Verbindlichkeit und eine allseitige Förderung stehen hierbei den jeweiligen entwicklungshemmenden Negativbildern gegenüber und die grundsätzliche Haltung wird folgendermaßen beschrieben: „Erziehung als dialogische Struktur des Miteinander-Umgehens, der Erziehungsstil ist demokratisch, sozial-integrativ, Kind wird als Subjekt wahrgenommen, Elternrolle wird bejaht“ (ebd.).

Als Koordinaten für familiales erzieherisches Handeln lassen sich somit folgende Größen bestimmen: Es ist eine verstärkte Ausrichtung am Kindeswohl und Wohlbefinden zu betonen, die, bedingt durch ihre rechtliche Dimension, zu einer Maxime erhoben wird. Eine spezielle moralische Dimension gewinnt Erziehung hinsichtlich des Erziehungsziels von Selbstständigkeit und Autonomie bei gleichzeitiger Anerkennung eines Akteursstatus von Heranwachsenden. Dabei werden insbesondere durch wissenschaftliche Forschung und Erkenntnisse hinsichtlich der Interdependenz von erzieherischer Praxis, Wohlbefinden (als entwicklungsfördernde Notwendigkeit und Zielzustand) und Selbstständigkeit (als Entwicklungsziel) Ursache-Wirkungszusammenhänge und Umsetzungsnormen dargeboten, die als Orientierungsgrößen für den Umgang dienen. Zusätzlich sind zwei normative Vorzeichen zu identifizieren: Ein Blick auf individuelle und spezielle Fälle und Lebensverläufe und ein Blick auf eine allgemeine

gesamtgesellschaftliche Bedeutung nachwachsender Generation durch ihren Charakter einer Humanressource. Dass diese beiden Perspektiven in keinem konträren Verhältnis zueinander stehen, sondern sich ergänzen, zeigt sich dabei insbesondere an der Institutionalisierung von Erziehung und einem erweiterten Feld öffentlicher Erziehungsmaßnahmen.

Wie diese rechtlichen, politischen, wissenschaftlichen, ökonomischen und moralischen Dimensionen von Erziehung wirken und Erziehungspraxis in ihrem Zusammenspiel zu gestalten vermögen, zeigt sich jeweils zeithistorisch und kontextspezifisch und ist Gegenstand zahlreicher Untersuchungen. So zeichnen z. B. du Bois-Reymond et al. (1994), Büchner et al. (1998), Drieschner (2007) und Ecarius et al. (2011) den Wandel von den Erziehungszielen Ordnung, Fleiß und Unterordnung der 1950er Jahre hin zu Selbstständigkeit und freiem Willen in den 1970er-80er Jahren nach und damit einhergehend den Wandel eines Befehls- zum Verhandlungshaushalt. Neben einer verstärkt individualisierten Selbstständigkeitserziehung sind für Letzteren weiterhin eine elterliche Orientierung an den Wünschen und Möglichkeiten des Heranwachsenden, ein eher partnerschaftliches Verhältnis zwischen Eltern und Kindern, das Aufweichen von normativen Geschlechtsstereotypen und eine prinzipielle Toleranz gegenüber qualitativ eigener Lebensstile von Heranwachsenden charakteristisch (vgl. du Bois-Reymond 1998). In der Studie „Spätmoderne Jugend – Erziehung des Beratens – Wohlbefindens“ von Ecarius et al. (2017) und im Artikel „Gibt es eine neue Erziehung in der Familie? Konturen einer Erziehung des Beratens“ (Ecarius et al. 2019)³³ wird die These verfolgt, dass sich soziale Praktiken und Interaktionsformen zwischen Eltern und Heranwachsenden des Verhandlungshaushalts erweitern und sich elterliche Unterstützung verstärkt in einer Erziehung des Beratens ausdrückt. Als erste Referenzen und Ansatzpunkte können diesbezüglich eine Vielzahl empirischer Studien der Jugend- und Familienforschung genannt werden, die Ergebnisse hinsichtlich familiärer Interaktions- und Beziehungsmuster liefern (vgl. Ecarius et al. 2017, S. 52-73). Das sich aus den Ergebnissen in der Summe zeigende Bild einer “Familie als sicherer Heimathafen” (Leven et al. 2010, S. 53), was sich aus größtenteils positiven Einstellungen hinsichtlich diverser Dimensionen (u.a. Beziehungsqualität, Vertrauen, Kommunikation,

³³ Studie und Artikel finden sich im Anhang.

Zufriedenheit der Heranwachsenden mit der erlebten Erziehung, Geborgenheit, Partizipation, etc.) zusammensetzt, führt unter der Hinzunahme gegenwärtiger Gesellschaftsdiagnosen, die die Bedeutung der Autonomie und Selbstverantwortung betonen, zu Fragen nach einer praktischen Umsetzung von Erziehung. Da bereits die Shell Jugendstudie schon 2010 betont, dass Mutter und Vater die „wichtigsten Ratgeber in allen Lebensfragen“ (Albert et al. 2010, S. 46) sind, wurde die eigene Datenlage (Ecarius et al. 2017, S. 293-299) anhand der Operationalisierungen der beiden Items “BeraterIn für die Selbstsicht” und “BeraterIn für die Weltsicht” (ebd., S. 79) hinsichtlich ihrer Zusammenhänge zu einer Vielzahl an Dimensionen der Eltern-Kind Interaktion untersucht. Im Ergebnis zeigt sich, dass sich die Mehrheit der Heranwachsenden gemeinsam mit ihren beratenden Eltern (und insbesondere mit der Mutter) verstärkt mit unterschiedlichen Themen auseinandersetzt. So führen Heranwachsende mit beratenden Eltern Gespräche über ihre persönlichen und intimen Befindlichkeiten (was mich gerade besonders beschäftigt; wovor ich Angst habe; wenn ich mich alleine fühle; wenn mir was Tolles gelungen ist) und über die Welt (wo ich nach der Schule die Freizeit verbringe, wenn andere Heranwachsende mich ärgern, wie ich in der Schule zurechtkomme). Sie können auf einer “Ebene der Performanz” ihr handwerkliches Können, Hobby, Wissen, Ängste und Unsicherheiten zeigen. Weiterhin zeugen die Zusammenhänge “Eltern als Berater” und einem großen Interesse am Kind (Ecarius et al. 2019) und einem Interesse am Lernen des Kindes von starken Anerkennungsverhältnissen, toleranten Beziehungen und Bildungsaspiration.

Eine Nähe zu diesen vorgestellten Überlegungen zu einem Wandel des Befehls- zu einem Verhandlungshaushalt findet sich in einer – auch stark psychologisch ausgerichteten – Erziehungsstilforschung, die nicht nur eine Typisierung unterschiedlicher Erziehungsstile – autoritär, autoritativ, permissiv und vernachlässigend – ausgearbeitet hat (vgl. dazu Baumrind 1991; Maccoby und Martin 1983; Schneewind 2010), sondern ebenfalls empirisch deren unterschiedliche Anwendung im Hinblick auf historische Kontexte (vgl. Schmid 2010; Eschner 2017), ungleiche soziale Bedingungen (vgl. Choi 2012; Liebenwein 2008; Merkle et al. 2008; Steiner 2018) und deren Wirkung auf die Entwicklung von Heranwachsenden erforscht. Als zwei grundlegende Dimensionen für die unterschiedlichen Erziehungsstile gelten dabei die jeweiligen Ausprägungen hinsichtlich einer „elterlichen Lenkung“ und einer „Berücksichtigung kindlicher

Bedürfnisse“ (Choi 2012, S. 930) deren Wirkungsunterschiede hinsichtlich „erwünschter Verhaltensweisen, Fähigkeiten, Einstellungen und Persönlichkeitseigenschaften des Kindes“ Hurrelmann (2006, S. 156) folgendermaßen zusammenfasst: Angenommen wird ein positiver Zusammenhang zwischen einem autoritativ-partizipativen Erziehungsstil und der Herausbildung und Förderung von Selbstständigkeit, Autonomie, Leistung und sozialer Verantwortlichkeit und negative Auswirkungen hinsichtlich dieser Kategorien bei autoritären, überbehütenden, vernachlässigenden und permissiven Stilen (vgl. ebd., S. 156-170).

Auch hier lässt sich eindrücklich die aktuelle Bedeutung der Kategorie des Wohlbefindens nachzeichnen. Wie im Artikel „Familie und Wohlbefinden“ (Oliveras/Berg, i. Vorb.³⁴) gezeigt, findet sich eine Reihe an empirischer Forschung, die sich um die Zusammenhänge familiärer Bedingungen und Praxis und deren Einfluss auf das Wohlbefinden bemüht. So gelten die Achtsamkeit der Eltern, ihre Sensibilität für den Gemütszustand des Kindes, emotionalen Wärme, Intimität, kindzentrierte Kommunikation bzw. Reziprozität, Partizipation, ein demokratischer und wenig autoritärer Erziehungsstil als positive Einflüsse auf das Wohlbefinden und damit wird auch ein Zusammenhang von Familienklima und Persönlichkeitsentwicklung, sozialer Kompetenz, Anpassungsfähigkeit und Selbstwirksamkeitserwartung ausgewiesen (vgl. LBS 2014; Gerleigner/Langmeyer 2017; Klöckner et al. 2004).

Ein weiteres in den Sozialwissenschaften stark diskutiertes Konzept, welches den Rahmen einer familialen Praxis und die Interaktionsprozesse zwischen Eltern und Kinder erweitert bzw. in ein anderes Licht rückt, ist das Konzept der „Sorge“, „Sorgearbeit“ oder „Care“. Auch dieser Diskurs ist in einem engen Zusammenhang zu den Herausforderungen aktueller sozialer Bedingungen zu lesen. Wie Toppe darstellt, stehen angesichts neoliberaler Neuordnungen der Gesellschaft, des demografischen Wandels, des Familienwandels, etc. Sorge, Erziehung und Betreuung auf dem Prüfstand (vgl. Toppe 2010, S. 70), wobei diese Handlungsmuster zwischen den Polen „Erhaltung der Humanressourcen“ und „Erhaltung von Fürsorge für andere“ diskutiert werden. Damit verbunden ist die Frage nach den Verantwortlichkeiten und Zuweisungen privater und öffentlicher Sphären. Weiterhin wird das Konzept der Sorge zum einen an die

³⁴ Literatur findet sich im Anhang.

Bezugsgröße einer generationalen und zum anderen an eine geschlechtliche Ordnung angeschlossen, was bestimmte Konsequenzen nach sich zieht: Mit veränderten gesellschaftlichen Bedingungen als Ausgangspunkt, gefolgt von neuen Ansprüchen und Fragen nach Verantwortlichkeiten im Effekt, wird im Diskurs über „Care“ der ethische Anspruch und die zwischenmenschliche Haltung von Fürsorge, Umsorgen, Sorgetragen hinterfragt (vgl. ebd., S. 71). Dabei wird insbesondere eine gendertheoretische Perspektive eingenommen, die „Sorge“ hinsichtlich ihrer Qualität und Anerkennung als Arbeit im Rahmen geschlechtlicher Arbeitsteilung kritisch diskutiert. Theoretische Referenzen finden sich – wie Seehaus (2014, S. 19) deutlich macht – in den bereits in 1970er und 80er Jahre geführten feministischen Auseinandersetzungen zum Thema Haus- und Familienarbeit. Zwei Elemente sind hier besonders bemerkenswert und hervorzuheben: Zum einen wird die „Sorge“ als Vielfalt von „reproduktiven, fürsorglichen, betreuenden und pflegenden Tätigkeiten“ (Gerhard 2010, S. 221) gefasst, aber dies nicht nur im Rahmen von Verantwortung, sondern auch von Gerechtigkeit diskutiert. Wer ist dafür verantwortlich? Warum? Dies geschieht zum anderen insbesondere über eine Argumentation, die stark auf ökonomische Logiken fußt und z.B. auf Kategorien wie Arbeit, Leistung, Ausbildung, Anerkennung und Entlohnung gerichtet ist (vgl. Jurczyk/Rerrich 2015). Diese Gerechtigkeitsperspektive auf aktorsbezogene Handlungsfelder der Sorge, Erziehung, Betreuung, Förderung, etc., die einen allgemeinen Arbeitscharakter dieser Praxisformen betont, provoziert damit auch Fragen nach einer Ökonomisierung und Professionalisierung dieser Tätigkeiten. In dieser theoretischen Auseinandersetzung um „Care“ werden die Zusammenhänge von Staat und Familie, Verantwortung und Erziehung und Erwartung und Anerkennung in ihrem Spannungsverhältnis deutlich und besonders im Hinblick auf ökonomische Bedingungen und Forderungen diskutiert.

Neben diesen rechtlichen, sozialpolitischen und wissenschaftlichen Auseinandersetzungen und Diskursen lassen sich weiterhin durch eine Betrachtung von Erziehungs- und Elternratgebern sowohl ein historischer Wandel propagierter Erziehungsstile, als auch unterschiedliche Erziehungswerte, -ziele und -stile überaus aufschlussreich nachvollziehen. Als populär(wissenschaftliche) Medien stellen diese im Prinzip eine Brücke zwischen Öffentlichkeit und Privatheit dar und liefern über die Form ihrer Adressierung und der Art ihrer Wissensvermittlung Konkretes hinsichtlich

erzieherischen Verhaltens und tragen zu einer Popularisierung wissenschaftlichen Wissens bei (vgl. Hopfner 2001). Wie im Artikel „Freiheit in Grenzen: Erziehungsratgeber als Subjekt-Schulung. Ein Beispiel“ (Oliveras 2019)³⁵ aufgeführt, gibt es eine Reihe von erziehungswissenschaftlichen Analysen von Erziehungsratgebern, die unterschiedliche Schwerpunkte verfolgen. Ausgehend von diesem Artikel sollen zwei Punkte ergänzt werden: Zum einen zeigen die historischen Analysen von Schmid (2010) und Eschner (2017), die Ratgeber ab den 1940er Jahren bis in die 2000er untersuchen, dass Erziehungsratgeber zwar jeweils von denselben spezifischen historischen Kontexten beeinflusst sind, jedoch im Hinblick auf empfohlene und propagierte Erziehungsziele und Erziehungshandeln durchaus heterogene Überzeugungen vertreten. So stellt sich der Markt von Eltern- und Erziehungsratgebern zum einen als durchaus heterogener und pluralisierter Markt von Weltanschauungen oder Perspektiven dar³⁶, der, wie Eschner darstellt, spätestens in den 1990er Jahren zu expandieren beginnt und im neuen Jahrtausend angesichts zusätzlicher Angebote in den Medien und im Internet, geradezu unüberschaubar wird (vgl. Eschner 2017, S. 329). Dennoch bietet sich eine ratgebende Literatur dafür an, das ihr zugrundeliegende zeitdiagnostische Potenzial zu analysieren, um damit Wandel, Kontinuität und auch mögliche Rollbacks von empfohlenen Erziehungsmustern herauszuarbeiten (vgl. Kost 2013). Die exemplarische Analyse des Ratgebers „Freiheit in Grenzen“ (Schneewind/Böhmert 2016) beinhaltet dementsprechend zunächst die Herausarbeitung der dem Ratgeber inhärenten Ursache-Wirkungszusammenhänge, Kausalzweige (vgl. Oelkers 1995) und damit eines technologischen Wissens, was als genre-bildendes Charaktermerkmal von Erziehungsratgebern bezeichnet werden kann (Höffer-Mehlmer 2003). „Freiheit in Grenzen“ scheint für eine solche Analyse insofern geradezu prädestiniert, da dieser Elternratgeber in der Veröffentlichung „Stärkung familialer Beziehungs- und Erziehungskompetenzen“ des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ 2005) vorgestellt wird und damit nicht nur Zeugnis gegenwärtiger Empfehlungen, sondern auch mit einer sozialpolitischen Legitimation ausgestattet ist.

³⁵ Dazu s. A.

³⁶ Vgl. dazu die Debatte um Buebs „Lob der Disziplin“ (2006) und Brumliks „Vom Missbrauch der Disziplin“ (2007).

Im Anschluss an die bislang vorgestellten Erziehungsmuster kann das vertretene praktische Konzept von „Freiheit in Grenzen“ anhand der dort propagierten Erziehungsziele, -werte, -konzepte, -kompetenz, Erfolgsfertigkeiten und Handlungsanleitungen inhaltlich zusammengefasst werden: Schneewind und Böhmert (2016, S. 22) beziehen sich ebenfalls stark auf die Kategorie der Entwicklung von Heranwachsenden, deren Ziel in der Herausbildung persönlicher, emotionaler, sozialer, motivationaler und moralischer Fertigkeiten liegt (2016, S. 69). Selbstwertgefühl, Selbstbewusstsein, Selbstvertrauen, Selbstverantwortlichkeit, Selbstmotivation, Selbstwirksamkeit und Empathie stellen hier ein Begriffsfeld dar, welches die Erfolgsfertigkeiten für Heranwachsende präzisieren soll. Diesbezüglich liegt es in der Verantwortung der Eltern, ihre Kinder hinsichtlich der Entwicklung von „Konformität, Individualität und sozialer Kompetenz“ (ebd., S. 22) zu unterstützen, was insbesondere durch eine „kompetente Erziehung“ gewährleistet werden kann. Im Rückgriff auf die drei Erziehungsstile einer permissiven, autoritativen und autoritären Erziehung machen sie deutlich, dass insbesondere ein autoritativer Erziehungsstil – hinsichtlich der Ausgestaltung der Erziehungskompetenzen „elterlicher Wertschätzung, Fordern und Grenzensetzen und Gewähren und Fördern von Eigenständigkeit“ (ebd., S. 26) – zielführend ist und dem eigenen Konzept einer Erziehung im Sinne einer „Freiheit in Grenzen“ am nächsten kommt.

Koppelt man die hier ausgewiesenen Entwicklungsziele an Gegenwartsdiagnosen, dann wird ein Zusammenhang von gegenwärtigen Bedingungen und den dargestellten Zielen schnell deutlich: Die von Schneewind und Böhmert herausgestellten Erfolgsfertigkeiten von Heranwachsenden scheinen mit ihrem Fokus auf die Entwicklung von bestimmten „Selbst-Verhältnissen“ eindrücklich in Bröcklings Bild eines „unternehmerischen Selbst“ und in Illouz's Bild eines „reflexiven Selbst“ zu passen. Die Anrufung eines unternehmerischen Selbst provoziert das Ideal und die Notwendigkeit eines aktiven und selbstständigen Selbst, „dessen Vertrauen in die eigene Kraft folglich gestärkt werden und das sich seines Selbstvertrauens ständig vergewissern muss“ (ebd., S. 16). Autonomie, Selbstverantwortung und Eigeninitiative sind nach Bröckling an Unternehmerfunktionen gekoppelt bzw. das Selbst stellt die wichtigste und notwendige Unternehmung dar, was im Begriff „das Projekt Ich“ (ebd., S. 278) seinen Ausdruck findet. Wie gezeigt (vgl. Oliveras „Freiheit in Grenzen“) speisen sich die propagierten Fertigkeiten in „Freiheit in

Grenzen“ aus einem nahezu deckungsgleichen Begriffsarsenal wie Bröcklings identifizierten Unternehmerfunktionen. Widerspruchslos zu ergänzen sind zusätzlich die „Selbst-Verhältnisse“ eines „reflexiven Selbst“, die bei Illouz, stärker als bei Bröckling, zwischen den Polen emotionaler Selbststeuerung und wirtschaftlichen Führungsqualitäten zu verorten (vgl. ebd., S. 155). Selbstbehauptung, Flexibilität, Zielorientierung und Kooperationsfähigkeit (vgl. Schneewind und Böhmert 2016, S. 68) stehen in einem Passungsverhältnis zu einem „erfolgreichen Persönlichkeitssystem“ eines reflexiven Selbsts, welches sich dadurch auszeichnet, dass sich schwer zu vereinbar scheinende Eigenschaften wie Eigennutz und Mitgefühl und Aufmerksamkeit auf sich selbst und Manipulation anderer in einem reflexiv ausgestalteten Selbst-Verhältnis ihre Funktionalität gewinnen (vgl. Illouz 2009, S. 163).

Betrachtet man nun insgesamt die vorgestellten Erziehungsziele, die zu fördernden Fertigkeiten von Heranwachsenden und die propagierten Erziehungsmuster, wird deutlich: Die Differenz von Eltern als Erwachsenen und Kindern als Heranwachsende, und damit das Generationenverhältnis, gewinnt ihre Schärfe im Umstand, dass – ausgedrückt in den erzieherischen Praktiken – Eltern genau mit jenen Kompetenzen befähigt sein müssen, die sie bei Kindern fördern sollen. Dies zeigt sich recht plakativ und beispielhaft an einem aktuellen Begriffsfeld: Erziehung wird ein „schwieriges Geschäft“ (Schneewind und Böhmert), wird eine „Erziehung zur Marktlichkeit“ (Lessenich 2012, S. 60), Eltern „managen“ die Familie (ebd.), sie bilden eine „Elternallianz“ (ebd.), Eltern sind „Entwicklungsassistenten“ (Seehaus 2014), „Bildungsunternehmer“ (Thompson 2015), „Bildungscoaches“ (Lange/Thiessen 2018) und sie leisten „Beziehungsarbeit“ (Dörr/Müller 2012; Lenz/Scholz 2013). Dies alles können sie kompetent oder weniger kompetent gestalten, sie können sich weiter- und fortbilden, trainieren, sich professionelle Beratung einholen und informieren (vgl. Minsel 2011) Die Kopplung einer Ökonomisierung und Emotionalisierung und die gestiegene Bedeutung eines Kommunikations- und Reflexionsvermögens, wie sie bei Bröckling und Illouz dargestellt werden, finden sich eindrücklich in diesen Metaphern wieder. Es gilt festzuhalten:

Obwohl diese Leitdifferenz für ein pädagogisches Verhältnis eine Grundlage darstellt, verliert angesichts der konkretisierten und pluralisierten Ausformulierungen von Erziehungszielen und verstärkt didaktisch vermitteltem Erziehungswissen Erziehung den

Charakter einer Selbstverständlichkeit und gewinnt gleichzeitig an Machbarkeitsvorstellungen (vgl. Thomson 2015, S. 14). Diese Machbarkeitsvorstellungen beinhalten dabei mit ihren spezifischen Zielorientierungen eine „deutlich ausgeprägte Semantik des Erfolgs und des Gewinnens“ (Hermedinger 2013, S. 257), sie verlaufen im Rahmen einer Wettbewerbslogik und führen zu einer „Rhetorik der Optimierung, des Idealen, des Maximalen“ (ebd.). Wobei hier, wie gezeigt werden konnte, das Wohlbefinden einen Orientierungsrahmen und einen Maßstab für Erfolg darzustellen vermag. So schließt Thompson, im Rahmen ihrer exemplarischen Analyse von Ratgebern mit dem Thema „Schulerfolg“, mit der Diagnose, dass „Optimierungsansprüche an die Adresse von Eltern zu einer gesellschaftlichen Normalität geworden sind“ (Thompson 2015, S. 23) wobei mit Hermedinger (2013) deren kompetitiver Charakter zu ergänzen ist. „Bereits im Übergang zur Elternschaft werden Mechanismen des Kompetitiven eingeübt und als Muster der Wahrnehmung und Kommunikation etabliert. Diese entfalten sich dann in vielfältigen Praktiken elterlichen Handelns, das immer sowohl auf die Kinder in ihrer Entwicklung als auch reflexiv auf die Eltern selbst als Form der Identitätsarbeit gerichtet ist. Daher erklärt sich auch, dass nicht nur die Entwicklung des Kindes Gegenstand kompetitiver Wahrnehmungsmuster ist, sondern auch Elternschaft an sich bereits ein Statement im Feld konkurrierender oder zumindest alternativer Lebensentwürfe darstellt“ (ebd., S. 265).

Mit Meyer 2002 lassen sich abschließend Prozesse der Ökonomisierung, Professionalisierung, Optimierung und Wettbewerbsorientierung zusammenfassen (2002), die hier insbesondere im Hinblick auf ein erwartetes Handeln von Eltern dargestellt werden. So findet sich unter einer „vorverlagerten Elternschaft“ die Verantwortung und Praxis sich „in punkto Schwangerschaft, Geburtsvorgang, Entbindung und Säuglingspflege zu Experten zu machen“ (ebd.). Angetrieben durch technologische und medizinische Möglichkeiten und durch Kenntnisse der psychologischen Forschung werden gesundheitliche Voruntersuchungen standardisiert, Entwicklungsstände kontrolliert und es wird appelliert „möglichst schon zum vorgeburtlichen Kind eine Beziehung aufzubauen“ (ebd.). Unter einer „professionalisierten Elternschaft“ fasst Meyer die Erwartungshaltung an Eltern die Fähigkeiten des Kindes durch eine bestmögliche Förderung bereits vom ersten Tag an voll zu entfalten, wobei den Eltern zur Verwirklichung dieser Erwartung eine Vielzahl an Empfehlungen zur Verfügung stehen

(Wissenschaft, populäre Medien, Elternbildung, etc.), die – jenseits aller feinen Unterschiede – zusammengenommen anraten: „Es geht darum, das Wohlergehen und Glück der Kinder, ihre Personwerdung, Identitätsbildung und Individualitätsansprüche mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln zu fördern; die Kinder in ihrer Eigenart wahrzunehmen und anzusprechen, ihre Wünsche zu achten, und das alles auch dann, wenn sich dies mit dem Zurückstellen eigener Begehrlichkeiten verbindet“ (ebd.). Hinzu kommt eine „bildungsengagierte Elternschaft“. Auch hier steht die bestmögliche Förderung und Unterstützung der Entwicklung von Heranwachsenden im Vordergrund, die in dem Moment eine besondere Brisanz erfährt, wo Bildungserfolg, Erziehung und familiäre Bedingungen in einem Ursache-Wirkungsverhältnis inszeniert werden. Eltern sind damit verstärkt zu einem erzieherisch-reflektiertem Verhalten aufgerufen, welches im Dienst der Bildungsbiographien von Heranwachsenden steht (vgl. ebd.). Ein weiterer Aspekt betrifft den Umstand, dass Eltern-Kind Verhältnisse immer stärker von kommunikativen und demokratischen Interaktionsmustern geprägt sind bzw. diese Umgangsformen angeraten werden. Für eine „kommunikativen Elternschaft“ (ebd.) gilt nach Meyer, dass sich ein „Erziehungsverhältnis“ zwischen Eltern und Kindern verstärkt in ein „Beziehungsverhältnis“ transformiert. Eltern sind demnach „immer stärker aufgefordert, Verständnis für ihre Kinder zu zeigen und ihnen primär als Freunde und Partner und immer weniger als Autoritätsperson gegenüberzutreten“ (ebd.), mit der zugrundeliegenden Haltung, „Selbstständigkeit und Individualität [des Kindes] ernst zu nehmen, und ihm als gleichberechtigtem Partner legitime Mitsprache- und Einspruchsrechte in mehr oder weniger allen Belangen, die es berühren, einzuräumen“ (ebd.). Ein letzte Anforderung steckt in der Notwendigkeit zu organisatorischen Steuerungsleistungen von Eltern. Für Gestaltung von Familie und Erziehung wird eine planvolle Organisation des Alltages zu einer Herausforderung, die beinhaltet, „dass Mütter und Väter nunmehr stärker als je zuvor aufgefordert sind, die Kinder bei der Erschließung ihrer Lebensumwelt zu unterstützen. Ihre Aufgabe ist es, für die Kinder die sozialen Brücken zu den Inseln ihrer außerfamilialen Umwelt aufzubauen. Dabei gilt es, viel Zeit, Energie und Geld zu investieren, um die eigenen Kinder mit anderen Heranwachsenden zusammenzubringen und einen abwechslungsreichen und anregenden Alltag sicherzustellen“ (ebd.). Angesichts dieser sich veränderten Orientierungsgrößen

für Erziehung spricht Meyer von einer „zunehmenden 'Kolonialisierung' der privaten Lebenswelt durch äußere Mächte“ (ebd.).

Dass diesen veränderten Bedingungen von und Erwartungen an Familie und Erziehung, zwischen Fördern und Sorge, Leistungsansprüchen und Intimität, Ökonomisierung und Emotionalisierung, Wohlbefinden und Optimierung, Privatheit und Arbeit, Professionalisierung und Pluralisierung, Autonomie und Zwang, Wissen und Gefühl etc. Momente der Verunsicherung, Überforderung, Belastung und großen Drucks eingeschrieben sind und diese zu Erschöpfungserscheinungen der Individuen führen können, soll im Folgenden gezeigt werden.

5. Das erschöpfte Selbst

Ehrenberg legt in seiner erstmals bereits 1998 in Frankreich erschienen Untersuchung „Das erschöpfte Selbst“ die Depression als die meist verbreitete psychische Störung dar und stellt die Frage, wie der Anstieg an depressiven Patienten (v.a. in Bezug auf die französische Gesellschaft) zu erklären ist, wie sich der Begriff der Depression, der diverses psychisches Leid umfasst, durchsetzen konnte und letztlich in welchem Maße die Depression als „charakteristisch für die Veränderungen der Individualität zu Beginn des 21. Jahrhunderts“ (Ehrenberg 2008. S. 14f.) ist.

Zur Beantwortung dieser Fragen arbeitet er ähnlich wie Bröckling und Illouz historisch orientiert und analysiert vorwiegend psychiatrische Literatur ab den 1930er Jahren, an Medizinerinnen gerichtete Fachzeitschriften, Frauenmagazine und eine Wochenzeitung, um dadurch Aufschluss über psychiatrische Reflexionen zu erhalten und über die Transmission dieses fachlichen Wissens auf Allgemeinmedizin und allgemeine Öffentlichkeit Erkenntnis zu erlangen.

Diese „Genealogie eines Leidens“ (ebd., S. 38), welche einige Veränderungen des Individuums in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts verständlich machen soll, stellt dabei ähnlich wie das „unternehmerische Selbst“ und das „reflexive Selbst“ einen Versuch dar, Aufschluss über eine Genese einer neuen Subjektivierungsform zu liefern. Dabei verläuft diese Neujustierung des Ichs zwischen und durch die Polaritäten von

einerseits Krankheit, Leid, Defizit und Erschöpfung und andererseits Gesundheit, Normalität und Wohlbefinden, wie sie insbesondere durch einen psychiatrischen Diskurs ausgedrückt worden sind und sich in der Transformation des Begriffes „Depression“ wiederfinden. Diese Veränderungen geschehen dabei nicht unabhängig von gesellschaftlichen Bedingungen, sondern gerade im Rahmen gesellschaftlichen Wandels. So datiert Ehrenberg die Transformation des Begriffs der Depression auf die 1960er Jahre, die durch größere individuelle Freiheiten das Bild des Subjektes stark modifizieren (vgl. ebd., S. 140) und er schließt damit an klassische soziologische Gegenwartsanalysen der Individualisierung von Beck über Giddens bis Sennett an, die diesen historischen Wandel der Nachkriegszeit mit größeren, aber auch riskanten Freiheiten für die Individuen charakterisieren. „Ab dem Zeitpunkt, da alles möglich ist, entstehen durch die Krankheiten der Unzulänglichkeit Risse im Inneren der Person, die sie daran erinnern, dass nicht alles erlaubt ist“ (ebd.).

Unabhängig der unterschiedlichen Erklärungsmuster hinsichtlich eines Anstieges der Depressionsrate (veränderte Diagnostik, häufigeres Aufsuchen von Ärzten) geht es Ehrenberg insbesondere um den Zusammenhang von gesellschaftlichen Bedingungen und die Formung eines neues Selbstbewusstseins, welcher sich in einer veränderten Wahrnehmung des Inneren deutlich zeigt (vgl. ebd., S. 147).

Ähnlich wie Illouz unterstreicht auch Ehrenberg die Bedeutung einer (populär-)psychologischen Sprache, einer „Grammatik des Inneren für die Masse“ (ebd., S. 149) als Medium eines neuen Selbstverständnisses und Selbstbewusstseins. So befreien „die Medien ihre Leser von Schuldgefühlen (,Sie haben das Recht, sich psychisch schlecht zu fühlen‘) und liefern die Worte zur Formulierung psychischer Probleme“ (ebd., S. 147). Er betont, insbesondere abgeleitet aus der ansteigenden Problematisierung der Symptome Angst, Schlaflosigkeit und Überarbeitung die Erschöpfung als Inhalt des Themas Depression und liefert damit die Brücke zwischen den veränderten Anforderungen modernen Lebens und psychischen Problemen. Gleichwohl er im Vergleich zu Illouz weniger die Verbindung zu ökonomischen und psychologischen Diskursen thematisiert, zeigt Ehrenberg in seiner diskurstheoretischen Auseinandersetzung, inwiefern psychologisches Fachwissen den Selbstbezug und Selbstzugriff der Individuen verändert und er beschreibt diesen Prozess als „Sozialisierung der Psyche“ (ebd., S. 149), der sich auf die breite Bevölkerung niederschlägt. Im Fokus stehen bei ihm weniger Momente der

Emotionalisierung, Intimisierung und Ökonomisierung, sondern vielmehr die Ausweitung des Pathologischen und die Institutionalisierung des Innenlebens (vgl. ebd., S. 154).

Ehrenberg macht deutlich, inwiefern die Ideale eines souveränen und autonomen Menschen – dessen Leben ihm selbst gehört und für den die eigene Entwicklung zur persönlichen Aufgabe wird – bei gleichzeitiger Psychologisierung als ein Subjekttyp beschrieben werden kann, der „weniger diszipliniert und konform als ‚psychisch‘ ist, also dazu aufgefordert ist, sich selbst zu entschlüsseln“ (ebd., S. 155). Was dadurch entsteht, bezeichnet Ehrenberg als eine Veränderung des Normengefüges. Statt Forderung nach Konformität, Unterwerfung und Disziplin werden durch veränderte Inhalte eines therapeutischen Diskurses Individualität, ein Recht auf Differenz, Selbstentfaltung und Selbstverwirklichung zu Prinzipien erhoben, die die Begriffe von Normalität und Pathologie neu ordnen (vgl. ebd., S. 161). Gewonnene gesellschaftliche Freiheit geht mit einem Wechsel einer therapeutischen und klinischen Perspektive einher: Wo es vormals um die Aufgabe ging, die Balance eines Individuums herzustellen, durch das Lösen von (unbewussten) psychischen Konflikten, ist es nun möglich, die Individuen zu enthemmen und es ihnen zu ermöglichen, ihre „individuellen Möglichkeiten zu vervielfachen“ (ebd., S. 162). Letztere Perspektive verschiebt den Schwerpunkt auf ein Defizit-Modell, welches sich aus den Symptomen eines Nachlassens der Selbstachtung und Minderwertigkeitsgefühle speist und gleichzeitig das Wohlbefinden als zu verwirklichendes Ziel setzen.

Repräsentativ für diesen Wandel ist nach Ehrenberg die sich in den 1970ern stärker verbreitende bzw. stark diskutierte und diagnostizierte Borderline-Störung, die er als „Krankheit der Identität“ (ebd., S. 166) bzw. „Krankheit der Unzulänglichkeit“ (ebd., S. 170) bezeichnet und damit in einen Zusammenhang zum Narzissmus setzt. Innere Leere, Erschöpfung, Unsicherheit, Labilität und das Fehlen von Selbstachtung gehören zu den Symptomen depressiver Persönlichkeiten, die ausgehend von dieser Verfassung zur fortwährenden Suche nach Wohlbefinden angetrieben sind und werden. Durch die historische Gegenüberstellung psychischer Pathologien, insbesondere den Unterschied von neurotischen (als Zusammenhang von Gesetz, Konflikt und Schuld) und narzisstischen Persönlichkeiten (Ich-Ideal, Defizit und Scham) beschreibt Ehrenberg den therapeutischen und sozialen Wandel als „neue Kultur des inneren Unglücks“ (ebd., S. 173). In dem historischen und sozialen Zeitpunkt, der von einer „Verbesserung der

Lebensbedingungen, dem Legitimationsverlust der hierarchischen Gesellschaftsmodelle und der allgemeinen Hoffnung auf soziale Mobilität“ geprägt ist, wo Verbot und Disziplin im Schwinden begriffen sind, wird die subjektive Erfahrung von dem Bestreben, „nur man selbst zu sein“ und der Schwierigkeit, dieses Projekt zu verwirklichen, mitgestaltet (vgl. ebd., S. 178 f.). Statt einer Entwicklung von Authentizität über die Mittel der Identifikation und Abgrenzung gewinnt die Identitätsarbeit als stete Herstellungsleistung und Selbstdarstellung, Bedeutung hinsichtlich der Erfahrung von Subjektivität. Aufgegriffen wird diese insbesondere auf das Handeln der Individuen gerichtete Perspektive auch in therapeutischen, psychologischen und medizinischen Perspektiven, was sich in der Fassung eines Krankheitsbildes der Depression, als Mangel an Initiative, Handlungsunfähigkeit und Hemmung, in den 1970er zu zeigen beginnt.

Ähnlich wie Bröckling zeigt Ehrenberg auf, inwiefern die Bewertung einer Person an einem Subjektmodell eines Unternehmers orientiert ist (vgl. ebd., S. 244 ff.): „Jeder muss beständig an eine Welt anpassen, die eben ihre Beständigkeit verliert“ (ebd., S. 247). Dazu werden insbesondere Autonomie, individuelles Handeln, Selbstverantwortung und -beherrschung, psychische und affektive Flexibilität und schnelles Reaktionsvermögen von den Individuen abverlangt. Diesen Anforderungen nicht gerecht zu werden, nicht gerecht werden zu können, verweist auf die Mängel individuellen Handelns und damit auf potentielle psychologische Störungen („ich schaffe das nicht“) und provoziert eine potentielle Unsicherheit der Individuen („wie mache ich das?“). Dies kann durchaus nachvollziehbar als Grundlage dafür dienen, dass sich diverse Hilfsangebote von Psychopharmaka bis zur Ratgeberliteratur erhöhter Nachfrage erfreuen. Hinsichtlich einer therapeutischen und medizinischen Praxis kommt Ehrenberg zu dem Schluss, dass „das Individuum von heute weder krank noch geheilt ist. Es ist für unterschiedliche Wartungsprogramme angemeldet“ (ebd., S. 273). Diese Formen von Betreuung finden sich in professionellen, staatlichen, schulischen und privaten Institutionen und haben die Aufgabe „eine Individualität zu erzeugen, die selbstständig handeln und sich verändern kann, indem sie sich auf ihre inneren Antriebe stützt“ (ebd., S. 299). Ehrenbergs Untersuchung bringt mit dem Fokus auf Depression und Leiden Veränderungen der Subjektivität zum Vorschein, die exemplarisch für den kulturellen Wandel verstanden werden können: So zeichnet sich das souveräne Individuum durch die Ambivalenz von „psychischer Befreiung und persönlicher Initiative und Unsicherheit der Identität und

Unfähigkeit zu handeln“ (ebd., S. 305) aus. Wo Projekt, Motivation und Kommunikation zu beherrschenden Werten unserer Kultur werden, ist der „Depressive das genaue Negativ zu den Normen unserer Sozialisation“ (ebd., S. 306).

Letztlich findet sich auch bei Illouz' „reflexivem Selbst“ und bei Bröcklings „unternehmerischen Selbst“ dieselbe Konsequenz für aktuelle Subjektanrufungen: Für Illouz liegt die Gefahr der therapeutischen Erzählung in ihrem Zugriff auf das Verständnis von Gesundheit und Krankheit: „Weil die therapeutische Erzählung Notlagen des Selbst diskutiert, etikettiert und erklärt, ist das Selbst gehalten, sich im Lichte eines Bergs von emotionalen und psychischen Problemen zu begreifen“ (Illouz 2009, S. 405); damit liegt es dem Diskurs Inne, Leid und Krankheit zu verursachen. Und auch im Regime des unternehmerischen Selbst produziert der Diskurs eine normative Folie des Selbst und damit gleichzeitig ihren Kontrast: Mit der Anrufung des smarten Selbstoptimierers, der dazu aufgefordert ist, stets sein Leben aktiv zu gestalten und zu verbessern, und immer nur am Gelingen des Lebens arbeitet, liefert der Diskurs auch den Typus des unzulänglichen Individuums (vgl. Bröckling 2016, S. 289f.). „Weil die Anforderungen unabschließbar sind, bleibt der einzelne stets hinter ihnen zurück, weil der kategorische Komparativ des Marktes einen permanenten Ausscheidungswettkampf in Gang setzt, läuft er fortwährend Gefahr, ausgesondert zu werden“ (ebd., S. 289).

Die dargestellten Subjektivierungsformationen bestechen durch ihre Aufforderung zur steten Arbeit und sind damit dazu in der Lage, vom Individuum ein hohes Maß an Ruhelosigkeit abzufordern. Ein gelingendes Leben, als ein zu erreichendes und eigenverantwortlich umzusetzendes Ziel, beinhaltet bereits Möglichkeiten des Scheiterns. Wird die äußerst schwer zu füllende Vorstellung des „Gelingens“ durch die Kategorie des Wohlbefindens (in ihrer Multidimensionalität) konkretisiert, steht diese in einem (andauernden) Prozess der Reflexion und wird sie gleichzeitig als Maßstab für eine gelingende individuelle Verarbeitung der objektiven Bedingungen (Zusammenhang objektiver und subjektiver Größen) gesetzt, dann stellen geforderte Eigenverantwortung, permanente Handlungsnotwendigkeiten, Zielorientierung und Strebsamkeit zugleich Chancen und Bruchstellen einer gelingenden Lebensgestaltung dar. Umgekehrt ließe sich formulieren: Wo gegenwärtig soziale Anforderungen an Individuen als Überforderungen thematisiert werden, die anhand einer vermeintlichen Zunahme von bspw. psychischen und physischen Krankheitssymptomen abgelesen werden, wird ein „Wohlbefinden“

verstärkt zu einer Orientierungsgröße für eine gelingende bzw. anzustrebende Lebensgestaltung.

Dass sich diese Zusammenhänge von Optimierungszwang, Unsicherheit, Verantwortlichkeit, Leistungsorientierung und Erschöpfungsphänomenen auch in den Feldern Familie und Erziehung analysieren lassen, wird im Folgenden gezeigt.

6. Wohlbefinden-Verunsicherung-Eerschöpfung

Wie bereits gezeigt werden konnte, beinhalten Beschreibungen gegenwärtiger sozialer Bedingungen vielfach den Fokus auf Krisen, Risiken und Unsicherheiten und führen in ihrer kontrastiven Perspektive auf einen sozialen Wandel historische Veränderungen als soziale Gewinne/Verluste und Fortschritte/Stagnation auf. Betrachtet man nun aktuelle Familien- und Erziehungsdiskurse im Rahmen der vorgestellten theoretischen Bezüge, dann ist auch hier festzustellen, dass vielfach Krisen und Unsicherheiten diagnostiziert werden. Besonders deutlich wird hierbei die Funktion der Analysekategorie „Wohlbefinden“. Auf Grund ihrer inhaltlichen Mehrdimensionalität findet sie verstärkt Verwendung im Rahmen der Messungen von unterschiedlichen Größen und Bezugsfelder persönlicher Verfassungen. Gerade in der Kopplung von Messungen hinsichtlich objektiver Faktoren (z.B. Gesundheit, Wohlstand, Bildung), subjektiver Faktoren (Zufriedenheit, Glück) oder spezifischer Felder (Familie, Schule, Arbeit) findet sich in der Kategorie des „Wohlbefindens“ ein weites Koordinatensystem, dass zu erlauben scheint, gegenwärtige Bedingungen und deren Auswirkungen auf die Individuen erfassen zu können.

Dass die Kategorie des Wohlbefindens auf mehreren Ebenen zugleich unterschiedliche und paradoxe Effekte provozieren kann, zeigt sich anhand der ausgerufenen oder diagnostizierten Krisen und Missstände, wie sie sich in Politik, Öffentlichkeit und Wissenschaft finden lassen.

Zum einen ist hier auf eine der sozialen Ungleichheitsmessung zuzuordnende Perspektive zu verweisen, die Fragen nach Gerechtigkeit, Teilhabe, Chancengleichheit und Verteilung stellt und diese insbesondere im Rahmen sozialer Bedingungen diskutiert. So weist Lutz

(2012) auf die „soziale Verwundbarkeit, Kulturen der Armut und soziale Erschöpfung“ von Familien hin, die durch Prozesse von allgegenwärtigen Arbeits- und Einkommensverlusten geprägt sind und sich in prekärer Beschäftigung verdichten (vgl. ebd., S. 11). Auswirkungen zeigen sich auf individueller Ebene z.B. in Gefühlen des Scheiterns, Unzulänglichkeit, Frustration, Angst, Sorge, Unsicherheit und Krankheit und auf gesellschaftlicher Ebene etwa in Ausgrenzung und der Formung einer „neuen Unterschicht“. Dass hier ein besonders scharfer Blick auf heterogene soziale Voraussetzungen (soziale Milieus, Herkunft, Geschlecht, Bildung, Gesundheit etc.) und deren Reproduktion gelegt wird und werden muss, ist unumgänglich und notwendig. Im Rahmen dieser Perspektive können Daten hinsichtlich der objektiven Dimensionen des Wohlbefindens (wie im Rahmen der Sozialberichterstattung erhoben) Aufschluss über die unterschiedliche Verteilung objektiver Güter liefern. In Bezug auf Familien haben diese unterschiedlichen sozialen Bedingungen nicht nur Auswirkungen auf das Befinden der Eltern und deren Partnerschaftsverhältnis, sondern sie können alle Familienmitglieder und den familiären Umgang beeinflussen (vgl. der Forschungsüberblick in Oliveras/Berg i. Vorb.). Einsparungen im Bereich der Befriedigung von Grundbedürfnissen, Mangel an Möglichkeiten, Einschränkungen hinsichtlich Ernährung, körperliche und psychische Gesundheitsprobleme, mangelnder Lebensraum, fehlende Fürsorge, häusliche Gewalt und Diskriminierungserfahrung sind nur einige Effekte, die Lutz als Folgen von familiärer Armut aufführt (vgl. ebd., S. 30-35).

Damit wird deutlich, dass die Größen eines Wohlbefindens von Eltern mit dem Wohlbefinden von Kindern in einem Zusammenhang stehen.

„Das Wissen um das Wohlbefinden von Eltern ist von großer Bedeutung, um Eltern angemessen unterstützen und fördern zu können. Die Elternperspektive ermöglicht einen Einblick in den Alltag, die Wünsche und die Sorgen von Familien in Deutschland. Das elterliche Wohlbefinden beeinflusst auch die Entwicklung der Kinder. Stärkt man die Ressourcen der Eltern, kann sich das positiv auf die kindliche Entwicklung auswirken. Eltern werden (politische) Entscheidungen und Aktivitäten im Bereich von Familie und Kindheit auch danach beurteilen, wie gut oder wie schlecht gesellschaftliche Unterstützung bei ihnen persönlich ankommt“ (BMFSFJ 2010, S. 4).

Diesem Zusammenhang begegnen Überlegungen und Operationalisierungsversuche hinsichtlich eines „familiären Wohlbefindens“. Wie im Artikel „Familie und

Wohlbefinden“ (Oliveras/Berg i. Vorb.) mangelt es diesbezüglich aber bislang an klaren Operationalisierungen und Forschungsergebnissen. Gleichwohl im Rahmen politischer Programme das Wohlergehen von Familien gestärkt werden soll (vgl. BMFSFJ 2014, S. 71) und auch bereits klare Ziele einer nachhaltigen Familienpolitik benannt worden sind (vgl. BMFSFJ 2009, S. 5) finden sich bspw. nur wenige Untersuchungen, die speziell das Wohlbefinden von Eltern im Fokus haben (vgl. Oliveras/Berg i. Vorb.). Gleichzeitig wird jedoch im Rahmen einer sehr breiten Forschung bzgl. des kindlichen Wohlbefindens der Einfluss familiärer Bedingungen und eines elterlichen Wohlbefindens betont (vgl. Clair 2012; the Children’s Society 2006; Bradshaw et al. 2007; Diener/ Diener McGavran 2008).

Hier rückt ein weiterer Effekt des Diskurses um das Wohlbefinden in den Vordergrund, der bereits in den Diskursen zu einer guten Erziehung, guter Kindheit und guter Elternschaft enthalten ist. Unter dem Vorzeichen elterlichen Befindens kann dies folgendermaßen konturiert werden: In dem Moment, wo Eltern für das Wohlbefinden ihrer Kinder in vergrößertem Maße in Verantwortung gezogen werden und ein größeres (normiertes und normatives) Wissen zur Verwirklichung und Förderung des Wohlbefindens zur Verfügung gestellt wird, besteht die Gefahr der Verunsicherung der Eltern bzw. einer starken Sogkraft der beschriebenen Optimierungsspirale. Wie gezeigt wurde, verlangen aktuelle gesellschaftliche Leitbilder im Hinblick auf „das Subjekt“ nach Selbstbewusstsein, Eigenverantwortung, Autonomie und Handlungsfähigkeit, im Hinblick auf „Elternschaft“ nach Professionalisierung, Verantwortung und Unternehmertum und im Hinblick auf „Erziehung“ nach Kompetenz und Reflexion. Das im Rahmen dieser Leitbilder unmittelbare Bruchstellen zu identifizieren sind, die Unsicherheiten und Erschöpfung (insbesondere seitens Eltern) provozieren, zeigen vor allem gouvernementalitätstheoretische Perspektiven, die Erziehungs- und Familiendiskurse auf die ihnen innewohnenden Subjektivierungsweisen hin untersuchen. Im Artikel „Freiheit in Grenzen: Erziehungsratgeber als Schulung. Ein Beispiel“ (Oliveras 2019) werden diese Dynamiken einer Popularisierung, Professionalisierung, Aktivierung, Responsibilisierung und Verunsicherung in Bezug auf die Subjektanrufungen exemplarisch analysiert und es wird deutlich gemacht, inwiefern „gut gemeinte Ratschläge“ und die Ausrichtung an normativen Leitbildern nicht nur Subjektvorstellungen bilden, sondern auch Ratlosigkeit, Versagensängste und

Schuldgefühle schüren können. So gehen Schneewind und Böhmert (2016) zum einen von einer Verunsicherung der Eltern angesichts der Frage „wie und ob sie erziehen sollen oder können“ aus und belegen diese Unsicherheit mit einer gestiegenen Nachfrage an Erziehungs- und Elternratgebern und zum anderen zeichnen sie – gleichwohl sie einer Erziehungskrise nicht zustimmen – eine gesellschaftliche Problemlage von Heranwachsenden (Devianz, Risikoverhalten, gesundheitliche Probleme) und Eltern (Unsicherheiten, Ängste), der es durch Unterstützungsangebote zu begegnen gilt³⁷ (vgl. Schneewind und Böhmert 2016, S. 7-14). Das Angebot einer propagierten Erziehung unter dem Motto „Freiheit in Grenzen“ liefert im Hinblick auf die Subjektivierungsprozesse von Eltern so dann zwei miteinander verwobene Prozesse, die mit Duttweiler als eine „spezifische Semantik der Individualität“ (Duttweiler 2007, S. 50) bezeichnet werden kann: Zum einen wird stets auf die Verantwortlichkeit der Eltern hinsichtlich ihrer notwendig zu erfüllenden Aufgabe der Erziehung verwiesen. Erziehungswissen wird diesbezüglich in einer vielfältigen Form unterschiedlicher Handlungsmöglichkeiten präsentiert, für die sich Eltern letztlich zu entscheiden haben. Der angeregte und geratene Weg zur Entscheidungsfindung zeichnet sich dabei zum einen über die von Schneewind und Böhmert vorgenommene normative Setzung einer „richtigen“, „guten“ und „kompetenten“ Handlungsmöglichkeit aus, wobei es zum anderen gilt, über einen in Gang gesetzten Reflexionsprozess (Selbsttest und Reflexionsübungen) die Letzt-Entscheidung eigenverantwortlich treffen zu können. Gerade diese Logik und dieser Zugriff auf Adressaten des Ratgebers vermag es Verunsicherungen zu schüren, indem zum einen ein zur Selbstbestimmung fähiges, vernunftbegabtes, volitions- und selbstransformationsfähiges Subjekt konstruiert wird (vgl. Duttweiler 2000, S. 72) und zum anderen auf die Notwendigkeit einer Selbstthematisierung und Reflexion verwiesen wird. Diese damit angetriebene „Arbeit am Selbst“ kann angesichts potenzieller Optimierungsmöglichkeiten eigenen Handelns durchaus auch Selbstzweifel entstehen lassen. Aber nicht nur der Aufruf zur Selbstreflexion und ggf. zur Selbstoptimierung findet sich in Freiheit in Grenzen, sondern

³⁷ Eine analoge Argumentationsweise findet sich auch im Gutachten „Stärkung familialer Beziehungs- und Erziehungskompetenzen“ des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ 2005), dessen Anliegen es ist, elterliche Erziehungskompetenzen in Zeiten erhöhter Belastungen zu fördern (vgl. BMFSFJ 2005, S. 2).

auch eine Responsibilisierung von Eltern, mit unterschiedlichen Effekten, ist zu identifizieren. In „Freiheit in Grenzen“ sind Eltern für das Wohl der eigenen Kinder, und, über die Bestimmung von Heranwachsenden als Humankapital, für das Wohl der Gesellschaft mitverantwortlich. Der Druck, der hier erzeugt wird, gewinnt in Erinnerung an die anfängliche Problemlage (vielfache Unsicherheiten seitens der Heranwachsenden und Eltern) und durch die Möglichkeit zur Optimierung an besonderer Intensität. In dem Moment, in dem Eltern die Verantwortung zugewiesen wird, richtig und besser zu handeln, ist der Verweis auf ein mögliches falsches und inkompetentes Handeln (in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft) bereits eingeschrieben. Damit zeigt sich, dass die bei Bröckling, Illouz und Ehrenberg herausgearbeiteten Zusammenhänge einer Aufforderung zur steten „Arbeit am Selbst“ unter den Bedingungen einer Vielfalt an Optionen und dem Streben nach Optimierung genau dort zu gefühlten Unzulänglichkeiten, Schuldgefühlen und Versagensängsten führen können, wo bestimmte Unterstützungsangebote und Lösungsvorschläge angeboten werden.

In diesem Sinne lassen sich aktuelle Diskurse um Erziehung, Familien und Heranwachsende, die normierte und normative Leitbilder bezüglich einer richtigen Ausgestaltung von Erziehung, Familie, Elternschaft und Kindheit vermitteln, als Träger spezifischer Subjektanrufungen bezeichnen, die über die vermittelten Entwicklungsziele der Selbstverantwortlichkeit und Autonomie, über ein vermitteltes pluralisiertes Erziehungswissen, eine Ökonomisierung irrationaler Welten und eine Emotionalisierung rationaler Welten mitwirken.

Dabei gewinnt das Wohlbefinden an besonderer Bedeutung: Im Rahmen der Messung objektiver Bedingungen beschreibt das Wohlbefinden gegebene Zustände, die im Verhältnis zu Familien und Erziehung als spezifische entwicklungsfördernde und hinderliche Voraussetzungen bestimmt werden können. Gleichzeitig kann das Wohlbefinden als Orientierungsgröße für ein gelingendes und gutes Leben bezeichnet werden. Damit hat es – ähnlich wie „Glück“ – weniger den Charakter eines Zustands, sondern vielmehr den eines erstrebenswerten und zu erreichenden Ziels, was im Verhältnis zur Erziehung den vielleicht naiv anmutenden Wunsch „Ich will, dass es meinem Kind gut geht“ weitaus komplizierter macht, als er klingt. So sind unter den aktuellen Anforderungen von Optimierung und Unternehmertum das Verwirklichen von Zielen und Erreichen und Aushalten eines Zustands ideell nur von kurzer Dauer. (vgl.

Bröckling 2016; Rosa 2005) Weiterhin werden die tatsächlichen sozialen Bedingungen und Verwirklichungsmöglichkeiten angesichts neoliberaler Neuordnungen der Gesellschaft immer instabiler und unsicherer (vgl. Castel/Dörre 2009). Letztlich spannt eine Standardisierung von Wohlbefinden einen normierten Horizont, angesichts dessen die Antwort auf Frage „Wie geht es dir?“ immer komplizierter wird. Wo es in der Vergangenheit noch heißen konnte: „Ich will so bleiben, wie ich bin. Du darfst“, scheinen gegenwärtig Wohlbefinden, Glück und Zufriedenheit immer stärker zu Entwürfen einer Zukunft zu werden, die selbst immer schwieriger vorzustellen ist.

Abschließend gilt es, die dargestellten Zusammenhänge zu diskutieren, wobei sich hier vier thematische Schwerpunkte aus den theoretischen Überlegungen und empirischen Daten herauskristallisieren, die von besonderem Interesse und zusammenfassendem Charakter sind und eine Reihe an weiteren Fragen aufwerfen.

Es konnte gezeigt werden, inwiefern sich die dargestellten Subjektivierungsweisen eines unternehmerischen und eines reflexiven Selbst im Feld der Erziehung niederschlagen und inwiefern diese im Rahmen von Erwartungen, Anforderungen und Empfehlungen nicht nur positive Bereicherungen und unterstützenden Charakter für Eltern und Heranwachsende darstellen, sondern auch Unsicherheiten und Überforderungen produzieren können. Dabei konnte die Bedeutung eines Wohlbefindens, als Zielvorstellung einer gelingenden Lebensgestaltung und als Orientierungsgröße erzieherischen Verhaltens deutlich gemacht werden.

Es soll abschließend nun weniger darum gehen, erziehungswissenschaftliche Empfehlungen für die Praxis oder weitere gesellschaftsdiagnostische Prognosen zu liefern, sondern vielmehr sollen Diskussionspunkte angerissen werden, die sich aufgrund der vorgestellten Überlegungen ergeben und zukünftige Forschung(sperspektiven) anregen können.

7. Diskussion

7.1. Wohlbefinden als Bestimmungsgröße ungleicher Bedingungen und als Referenz für die Optimierbarkeit erzieherischen Handelns

Wie mehrfach deutlich gemacht worden ist, bietet sich die Kategorie „Wohlbefinden“ durchaus dafür an, Aufschluss über die Verfassung gesellschaftlicher Akteure zu ermitteln. So liefern großangelegte repräsentative Studien eine Vielzahl an Ergebnissen hinsichtlich der unterschiedlichen Dimensionen des Befindens. Diesbezüglich können zwei Trends zusammengefasst werden:

Hinsichtlich eines Wohlbefindens von Erwachsenen lässt sich in den letzten Jahren eine Zunahme psychischer Erkrankungen feststellen, die auch in der Öffentlichkeit stark diskutiert wird (vgl. Voß 2010; DAK 2011). Als Ursachen werden insbesondere veränderte Arbeitsbedingungen – wie „überhöhte Anforderungen und Leistungsdruck, Terminstress, überlange und hoch flexible Arbeitszeiten, emotionale Belastungen durch intensivierte Kontakte zu zunehmend selbstbestimmten und informierten Kunden, geringe Chancen zur Beeinflussung der Gestaltung von Arbeit sowie zur Begrenzung von Belastungen, nachlassende Unterstützung von KollegInnen sowie fehlende Anerkennung und Hilfe durch Vorgesetzte“ (Jurcyk/Szymenderski 2012., S. 89) – identifiziert. Ob und inwiefern diese Schlüsse tatsächlich plausibel sind, ist dabei eine durchaus stark diskutierte Angelegenheit. In Anschlag gebracht werden insbesondere „Veränderungen der Krankheitsklassifikation, der Diagnosegewohnheiten, aber auch der Inanspruchnahme des medizinischen Versorgungssystems seitens der Betroffenen“, die andere Interpretationsvorschläge in Bezug auf die Datenlage liefern (vgl. Fuchs et al. 2018, S. 13). Gleichwohl hier eine Unklarheit in Bezug auf die Ursachenklärung besteht, liefern die erhobenen Studien ein Bild gesellschaftlicher Verfasstheit. Dieses Bild zu zeichnen gewinnt insbesondere an Bedeutung hinsichtlich einer sozialen Ungleichheitsforschung, die sich um die jeweils besonderen Bedingungen und Konsequenzen diverser sozialer Kategorien bemüht. Die Zugehörigkeit zu bestimmten sozialen Milieus, Migration, Geschlecht, Alter, etc., die in unserer Gesellschaft immer noch bestimmte Lebensentwürfe ermöglichen oder erschweren, ist und muss Gegenstand einer Wohlbefindensforschung sein, um existierende soziale Ungleichheiten ermitteln zu können. Im Rahmen dieser Arbeit wurde sich nur am Rande mit Studien aus diesem Feld

auseinandergesetzt, was an dieser Stelle betont werden muss. Wie gestaltet sich das Wohlbefinden hinsichtlich heterogener Lebensverhältnisse? Inwiefern führen spezifische soziale Kategorien zu bestimmten Auswirkungen auf das Wohlbefinden? Sind die gebräuchlichen Operationalisierungen des Wohlbefindens dazu geeignet, diese Differenzen wahrzunehmen?

Hinsichtlich eines Wohlbefindens von Kindern kann anhand der aufgeführten Studien belegt werden, dass die Mehrheit der befragten Heranwachsenden prinzipiell von einem sehr guten bis guten Wohlbefinden berichtet. An dieser Stelle soll auch hier exemplarisch auf die seelische Gesundheit Bezug genommen werden, die vermehrt im Interesse der Öffentlichkeit steht. So kann exemplarisch auf die *KiGGS-Studie* verwiesen werden (vgl. Schlack et al. 2011 und KiGGS Welle 2 Robert Koch-Institut 2017)³⁸. Anhand von Elternangaben (KiGGS Welle 2) wird festgestellt, dass „57,1% der Kinder und Jugendlichen im Alter von 3 bis 17 Jahren einen sehr guten und weitere 38,6% einen guten allgemeinen Gesundheitszustand haben. Nur bei 4,3% der Heranwachsenden wird die Gesundheit von den Eltern als mittelmäßig, schlecht oder sehr schlecht beschrieben“ (Kuntz et al. 2018, S. 24). In Abhängigkeit des sozioökonomischen Status (SES) der Familie zeigen sich folgende Zusammenhänge: „Der Anteil der Eltern, die den allgemeinen Gesundheitszustand ihrer Kinder als mittelmäßig oder schlechter einstufen, ist umso geringer, je höher der SES der jeweiligen Familie ist. Während von den Kindern und Jugendlichen mit niedrigem SES insgesamt 7,7% einen mittelmäßigen, schlechten oder sehr schlechten Gesundheitszustand aufweisen, sind es in der mittleren Statusgruppe 4,1% und in der hohen Statusgruppe 1,4%“ (ebd.). Hinsichtlich einer psychischen Gesundheit sind 16,9% der 3- bis 17-jährigen Kinder und Jugendlichen in Deutschland von psychischen Auffälligkeiten betroffen, wobei dies häufiger für Jungen als für Mädchen, häufiger für Jungen im Alter von 3-13 Jahren und insgesamt häufiger für Kinder und Jugendliche, die in sozial schlechter gestellten Familien aufwachsen gilt und - hinsichtlich der ersten Erhebungswelle (19,9%) - auch einen Rückgang darstellt.

³⁸ Zu den ergänzenden Modulen der KiGGS-Studie gehören die Bella-Studie (psychische Gesundheit und Lebensqualität), die Deutsche Umweltstudie zur Gesundheit GerES (Belastung von Kinder und Jugendlichen durch Umwelteinflüsse), die EsKiMo-Studie (Ernährungsverhalten im Kindes- und Jugendalter), die KiESEL-Studie (Kinder-Ernährungsstudie zur Erfassung des Lebensmittelverzehr) und das Motorik-Modul (Motorische Leistungsfähigkeit und körperlich-sportliche Aktivität).

“Während insgesamt etwas mehr als ein Viertel (26,0%) der Kinder und Jugendlichen mit niedrigem SES dem eingesetzten Screeninginstrument zufolge psychisch auffällig ist, trifft dies auf rund ein Sechstel (16,1%) der Heranwachsenden aus der mittleren und ein Zehntel (9,7%) derer aus der hohen Statusgruppe zu“ (ebd., S. 25).

Damit zeigt sich zweierlei: Zum einen die Bedeutung einer Forschung, die sich um eine soziale Differenzierung bemüht und zum anderen aber auch eine Datenlage, die darauf verweist, dass die Mehrheit der Heranwachsenden ein gutes Wohlbefinden aufweist, was eine Vielzahl an Fragen provoziert: Auf welchen Grundlagen beruhen die beschworenen Krisen- und Katastrophenbeschreibungen? Welche Perspektiven und Motivationen liegen diesen Diagnosen zugrunde? Zu welchen Effekten führen diese Diagnosen? Welcher Handlungsbedarf wird hier (und in welcher Weise) als notwendig entworfen?

Anhand dieser Arbeit sollte dargestellt werden, inwiefern das Wohlbefinden als normative und normierte Bezugsgröße für ein erzieherisches Handeln inszeniert wird. Mittels der Darstellung von Leitbildern und Ratgebern konnte aufgezeigt werden, dass die Bezugsgröße „Wohlbefinden“ Prozesse der Ökonomisierung und Professionalisierung von Erziehung stützt und einen subjektivierenden Charakter annimmt. Weiterhin fördert die Inszenierung von Wohlbefinden einen Optimierungssog, der im Effekt ein negatives Befinden zu wecken vermag: Unsicherheit, Unzulänglichkeit, Scham und Erschöpfung. In Bezug auf Erziehung legen eine Vielzahl an Studien die Verunsicherung von Eltern dar (z.B. Schneider et al. 2014, Bertram/Deuflhard 2015) und es können hier drei unterschiedliche Bezugsebenen ausgemacht werden, die im Zusammenspiel diese Unsicherheiten provozieren: Zum einen die bereits dargestellten sozialen Bedingungen und Voraussetzungen, die die elterlichen Lebensentwürfe beeinflussen (z.B. Arbeitsbedingungen), zweitens den Wandel der Familien selbst (z.B. Pluralisierung, Rollenerwartungen) und drittens aktuelle Diskurse, die hinsichtlich einer Erziehung Leitbilder und Erwartungen propagieren (vgl. Alt/Lange 2018). Die Organisation und Vereinbarkeit dieser unterschiedlichen Anforderungen kann einerseits ein schwieriges Unterfangen für Eltern darstellen, aber auch durchaus zu Momenten anderer Bedeutungszuschreibungen führen, wo Familie als Kehrseite zu den unsicheren Verhältnissen als „Ruhepol“ oder „Heimathafen“ entworfen wird.

Greift man auf die Datenlage zum Wohlbefinden von Erwachsenen (Eltern) und von Heranwachsenden zurück, dann zeigt sich ein durchaus bemerkenswertes Verhältnis: Wo

für Erwachsene bspw. eine Zunahme an psychischen Störungen diagnostiziert wird, es den Heranwachsenden in der Mehrheit gut zu gehen scheint und unter Berücksichtigung der herausgearbeiteten Zusammenhänge eines elterlichen und kindlichen Wohlfindens, dann stellen sich die Fragen: Wie gestaltet sich die Interaktion zwischen Eltern und Kindern? Wie lässt sich die Zufriedenheit der Kinder mit der eigenen Familie erklären? Inwiefern drücken sich mögliche Überforderungen der Eltern in Familien aus? Wie geht die gesamte Familie damit um? Halten Eltern eigene persönliche Probleme von den Kindern fern? Erbringen Kinder bereits Sorgeleistungen? Weiterhin stellen sich Fragen nach den Zusammenhängen von Überforderung und Wohlbefinden hinsichtlich unterschiedlicher Lebensphasen. In den dargestellten Subjektanrufungen stehen insbesondere Erwachsene im Mittelpunkt der Darstellungen und Diagnosen. Inwiefern werden auch Heranwachsende von diesen Anrufungen berührt?

7.2. Beratende Erziehung als logische Konsequenz aktueller gesellschaftlicher Bedingungen

Stellt man die Frage nach familiären Interaktionen, dann stellen sich auch unmittelbar Fragen nach Erziehungsmustern. Wie im Artikel „Gibt es eine neue Erziehung in der Familie? Konturen einer Erziehung des Beratens“ (Ecarius et al. 2019) und in der Studie „Spätmoderne Jugend – Erziehung des Beratens – Wohlbefinden“ (Ecarius et al. 2017) dargestellt, lassen sich aktuelle Indizien für veränderte erzieherische Umgangsformen finden, bzw. für eine Neugewichtung beratender Tätigkeiten im Rahmen von Erziehung. Betont werden soll hierbei, dass es sich nicht um einen Entwurf eines neuen Leitbildes von Erziehung handeln soll, sondern es sich um eine Bestimmung wahrgenommener Phänomene handelt, wie sie im Datenmaterial zu finden waren, die äußerst anschlussfähig in Bezug auf soziale Bedingungen zu deuten sind.

Zum einen zeigen auch hier Studien zum Wohlbefinden, dass Kinder in der Mehrheit mit ihren Familien und der dort erfahrenen Erziehung zufrieden sind. Eltern gehören zu den wichtigsten Bezugspersonen, es herrscht ein großes Vertrauensverhältnis und Kinder partizipieren aktiv am gesamten Familiengeschehen und an familiären Entscheidungsprozessen. Diese Nähe zwischen Eltern und Kindern findet sich auch in Kommunikationsprozessen, in denen Eltern als Berater ihrer Kinder in Erscheinung

treten. Diesem Kommunikationsmuster liegt eine Logik zugrunde, die sich im Hinblick auf aktuelle Subjektformen und Erziehungsansprüche folgendermaßen fassen lässt: Erziehung ist hier kommunikativ und partnerschaftlich organisiert, wobei bezüglich des Generationenverhältnisses und der in ihr liegenden Machtfiguration das Kind - als ratsuchendes Kind – als Akteur auftritt. Damit äußert sich durch eine Beratungslogik (die zwischen Ratgeber und Ratsuchendem unterscheidet) die aktive Mitgestaltung von Kindern an Familie und der Generationendifferenz. Weiterhin findet sich hier einerseits das ausgedrückte Erziehungsziel einer Selbstständigkeit und Handlungsfähigkeit, und andererseits die Angewiesenheit auf einen Rat, bei gleichzeitigem Anerkennen der Eltern als potenzielle Ratgeber. Im Gegenzug wird (und auch das steckt in einer Beratungslogik) die Letztentscheidung an die Ratsuchenden delegiert. Situationen einer innerfamiliären Beratung beinhalten damit ein starkes Anerkennungsverhältnis von Kindern und Eltern, einen starken Fokus auf die Selbstständigkeit und Selbstverantwortung von Kindern, bei gleichzeitiger Konstruktion einer Differenz zwischen Eltern als Berater und Kindern als Ratsuchende. Es wäre äußerst interessant im Rahmen von qualitativen Forschungen zu untersuchen, wie sich dies tatsächlich in einer Praxis gestaltet. Angesichts eines doing-family und der Frage, wie Eltern mit eigenen Problemen umgehen, wäre es interessant zu erforschen, ob Kinder auch als Ratgeber der Eltern in Erscheinung treten. Weiterhin stellt sich die Frage, inwiefern dieses Erziehungsmuster Heranwachsende in genau jene Formen der Selbstverantwortung und Handlungsfähigkeiten „einübt“, die gesellschaftlich verlangt werden und inwiefern vielleicht dies erklären kann, warum Heranwachsende ein mehrheitlich gutes Wohlbefinden aufweisen. Es scheint, als wären die gesellschaftlichen Anrufungen und Subjektanforderungen, die im Hinblick auf Erwachsene als Gründe für Unsicherheiten und Erschöpfung angeführt werden, für Heranwachsende bislang gut zu bewältigen. Da in den dargestellten Gegenwartsdiagnosen insbesondere Erwachsene im Mittelpunkt stehen, stellt sich die Frage, wie Heranwachsende mit diesen Anrufungen umgehen.

7.3. Zum Zusammenhang der Kindheits- und Jugendforschung

Wie in dieser Arbeit deutlich wurde, speisen sich viele theoretische Bezüge aus dem Bereich der Kindheits- und Jugendforschung. Hier sollen nun Fragen zum Zusammenhang der jeweiligen theoretischen Perspektiven gestellt werden.

So zeigen sich zum einen Schwierigkeiten hinsichtlich der Begrifflichkeiten. Oftmals bleibt unklar, was eigentlich unter Kindern und Jugendlichen verstanden wird. Deutlich wird jedoch, dass sowohl in der Kindheits- als auch in der Jugendforschung der Konstruktionscharakter der jeweiligen Vorstellungen von Kindheit und Jugend betont wird. So stellt eine sozialwissenschaftliche Kindheitsforschung Fragen nach historischen und kontextuellen Bedeutungszuschreibungen und Leitbildern von Kindheit und tut dies im Gegensatz zur Jugendforschung aber kaum durch eine Infragestellung der Kindheit selbst. Dies könnte insofern ein anderes Licht auf die Debatte um ein „Verschwinden der Jugend“ werfen, da viel stärker danach gefragt werden könnte, wie „Jugend“ aktuell konstruiert wird. Damit stünden auch facheigene Definitionsversuche weniger aufgrund ihres generellen Gehalts in Frage, sondern könnten hinsichtlich ihres Fassungsvermögens diskutiert und gegebenenfalls aktualisiert werden. Wie Lange darstellt, ist eine „breitere Theoriedebatte um die Definitionen von Jugend, wie sie derzeit in der Kindheitsforschung stattfindet, [...] in der Jugendforschung so nicht zu identifizieren“ (Lange et al. 2018, S. 10). So ergibt sich bspw. unter der von Lange und Reiter (2018) vorgeschlagenen „Perspektive der Ökonomisierung die Möglichkeit aktuelle Rahmenbedingungen von Kindheit und Jugend im Lichte einer gesamtgesellschaftlichen Entwicklung zu reflektieren“ (ebd., S. 17), was sich auf die theoretischen Auseinandersetzungen über „Jugend“ durchaus auswirken könnte.

So wäre etwa die für die (insbesondere deutschsprachige) Jugendforschung grundlegende Vorstellung einer Jugendphase als (Bildungs-)moratorium auf ihren Gehalt hin zu überprüfen. Reinders‘ Darstellung eines Wandels des Bildungs- zum Optimierungsmoratorium kann in diesem Zusammenhang als fruchtbarer Ausgangspunkt identifiziert werden, der es nicht nur erlaubt, aktuelle Anforderungen an Jugend näher zu bestimmen, sondern deutlich macht, inwiefern „eine Wissenschaftspraxis, die die Werte der Bildungsoptimierung aus Politik und Ökonomie übernommen und selbst massiv zur Realität des Aufwachsens in Deutschland gemacht hat“ (Reinders 2016, S. 157), auch zur Konstruktion von Jugend beiträgt. Ob, inwiefern und auch für wen ein Moratorium

aktuell eine Phase darstellt, welche die Möglichkeit eines spielerischen Austestens und Erprobens von Regeln und Grenzen beinhaltet oder ob die Jugendphase verstärkt durch Leistungsdruck und Entscheidungsnotwendigkeiten geprägt ist, bzw. wie möglicherweise beide Ebenen von Jugendlichen ausgestaltet werden, wäre zu überprüfen. Stellt man dies in einen Zusammenhang zu den Anrufungen eines „unternehmerischen Selbst“, dann stellt sich die Frage, inwiefern Jugend als Möglichkeitsraum eines „spielerischen“ Umgangs mit Umwegen, Fehlschlägen und Experimenten (vgl. Mey 2019) (k)einen Kontrast zu der Vorstellung von Jugend mit der Bedeutung einer Bildungs- und Ausbildungszeit darstellt. Wo Risikofreude, Flexibilität, Kreativität, Selbstständigkeit, Individualität, Mut und Durchsetzungsvermögen zu Normen selbstbewussten (unternehmerischen) Handelns erhoben werden, scheinen die für ein Jugendmatorium als typisch erachteten Freiheiten ihren jugendlicher Eigensinn vielleicht verloren zu haben. Zumindest wäre dies zu diskutieren.

Damit könnte weiterhin das Verhältnis von Autonomie und Zwang, in dem sich Jugendliche vermeintlich befinden, neu bestimmt werden (vgl. Harring/Schenk 2018). Abgesehen von verlängerten und erweiterten Aufhalten in Bildungsinstitutionen stellt sich die Frage nach jugendlicher Autonomie hinsichtlich ihrer Ausdrucksweisen und Möglichkeitsräumen. Wenn, wie es Oevermann (vgl. 2001, S. 109) formuliert, die Jugend in differenzierten Gesellschaften innovativ und provokativ sein muss und ein Maß an vermeintlicher Non-Konformität mit den herrschenden Normen des Erwachsenenlebens geradezu sozial vorgeschrieben ist, dann stellt sich aktuell die Frage, wo und wie dies zum Ausdruck gebracht wird. Können vielleicht der vielfach diskutierte Pragmatismus, die Leistungsorientierung und der Bedeutungszuwachs von Werten wie Fleiß, Pflichterfüllung, Bescheidenheit und Anpassungsbereitschaft (vgl. exemplarisch Calmbach et al. 2016) angesichts empfundener Unübersichtlichkeit und Überforderung als Non-Konformität interpretiert werden?

Der Fokus einer Jugendforschung scheint sich weiterhin, wie an anderer Stelle gesagt, insbesondere auf jugendliche Lebensstile und Entwürfe zu richten, die im Rahmen einer Ablösung vom Elternhaus und Identitätsentwicklung interpretiert werden. Das qualitativ Eigene der Jugend wird dadurch zu bestimmen versucht. Dagegen finden sich (jenseits einer Ungleichheitsforschung) nur wenige Untersuchungen, die Jugendliche als Kinder in Familien und in dort ausgeübten Interaktionsverhältnissen betrachten. Fragen nach der

Bewältigung von Entwicklungsaufgaben und der Herausbildung von Identität bleiben zwar hochaktuell, allerdings können diese – z.B. angesichts einer Erziehung der Beratung – auch im Hinblick auf erzieherische Prozesse untersucht werden. Wie wird Ablösung gestaltet? Wie werden in Zeiten größerer materieller und räumlicher Abhängigkeitsverhältnisse Übergangspassagen gestaltet (vgl. Harring/Schenk 2018)? Wie lässt sich der hohe (emotionale) Bedeutungsgewinn von Familie und Eltern in diesem Zusammenhang interpretieren? Werden Eltern zu Freunden und wenn ja, wie gestalten sich dieser Übergang und diese Beziehungskonstellation?

Weiterhin ist auch von Interesse, welche Bedeutung die Kategorie des Wohlbefindens hinsichtlich der Identifikation von Lebensphasen erfährt. So schreibt etwa Cahill im Hinblick auf die Betonung einer Krisenhaftigkeit von Jugend (2014): „The attainment of ‘well-being’ has gathered an increasingly idealized and individualized focus and has become a catchall descriptor conjuring notions of a successful transition to adulthood” (ebd., S. 1). Stellt Wohlbefinden einen Indikator dar, anhand dessen sich das “meistern” von Entwicklungsaufgaben messen lässt, als gelungene Lösung krisenhafter Lebenssituationen der Heranwachsenden?

Damit lassen sich auch Fragen des Generationenverhältnisses neu stellen: Welche Leitbilder von Jugend sind aktuell zu finden? Inwiefern wird eine gegenwärtige Jugend besonders im Kontrast zu vergangenen Ausgestaltungen von Jugend beschrieben?

Letztlich stellt sich überhaupt die Frage nach der Definition von Lebensphasen. Diente bislang die Differenz zwischen einerseits Erwachsenen und andererseits sich zu Erwachsenen entwickelnden Kindern und Jugendlichen, die dabei Unterstützung und Förderung benötigen, als Differenzmarkierung, stellt sich angesichts eines aktuellen Zeitgeistes die Frage: Besitzt dies noch eine Gültigkeit? Wo im Rahmen der Perspektive auf Kinder deren Eigenständigkeit und Eigenaktivität betont wird, deren Verantwortung für die Sorge um Eltern diskutiert wird, wo Jugendliche bereits mit unsicheren Zukunftsentwürfen konfrontiert werden, stellt sich die Frage nach der Verfasstheit eines Schonraums und damit nach der Bestimmung einer qualitativ eigenen Kindheits- und Jugendphase.

7.4. Eine erweiterte Perspektive auf Familie

Letztlich ist darauf aufmerksam zu machen, dass Familie in einem erweiterten Rahmen untersucht werden muss. Besonders im Hinblick auf den Zusammenhang von Familie und Wohlbefinden wird dies deutlich: Angesichts der erhöhten Selbstverantwortlichkeiten der Individuen, bei gleichzeitigem Abbau sozialer Sicherungssysteme, gewinnen die Fragen nach Eltern-Kind Interaktionen an Relevanz und dies besonders im Hinblick auf eine alternde Gesellschaft. Wie gestaltet sich die Betreuung der Eltern durch erwachsene Kinder und Enkelkinder? Wie übt sich dieses Verhältnis auf die Beziehungsstruktur aus? Weiterhin stellt sich angesichts der zu vereinbarenden Aufgaben der Eltern die Frage: Inwiefern sind Großeltern an Erziehungsprozessen und der Organisation des Familienalltages beteiligt? Zusätzlich scheinen Untersuchungen von Erziehungs- und Interaktionsprozessen im Hinblick auf Geschwisterfamilien nur selten unternommen zu werden.

Im Anschluss an Beck-Gernsheim (2010), die sehr pointiert schreibt, dass das Kind „immer weniger hingenommen werden darf, so wie es ist, mit seinen körperlichen und geistigen Eigenheiten, vielleicht auch Mängeln“ (ebd., S. 118), stellt sich die Frage: sind wir nicht alle Kinder?

8. Literaturverzeichnis

- Albert, M., Hurrelmann, K., & Quenzel, G. (2015). *Jugend 2015. eine pragmatische Generation im Aufbruch. 17. Shell Jugendstudie*. Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch Verlag.
- Albert, M., Hurrelmann, K., & Quenzel, G. (2010). Jugend 2010: Selbstbehauptung trotz Verunsicherung. In: Shell Deutschland Holding (Hrsg.), *Jugend 2010. Eine pragmatische Generation behauptet sich* (S. 37-51). Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch Verlag.
- Alt, C. (2008). *Kinderleben - Individuelle Entwicklungen in sozialen Kontexten: Band 5: Persönlichkeitsstrukturen und ihre Folgen (DJI Kinder)*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Alt, C. (2007). *Kinderleben - Start in die Grundschule: Band 3: Ergebnisse aus der zweiten Welle (DJI Kinder)*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Alt, C. (2006). *Kinderleben - Integration durch Sprache?: Band 4: Bedingungen des Aufwachsens von türkischen, russlanddeutschen und deutschen Kindern (DJI Kinder)*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Alt, C. (2005). *Kinderleben - Aufwachsen Zwischen Familie, Freunden und Institutionen: Band 1: Aufwachsen in Familien (DJI Kinder)*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Alt, C., & Lange, A. (2018). Erschöpft und ausgelaugt, und dann noch Kinder – Elternschaft zwischen Erwerbsarbeit und Familie. In: R. Lutz (Hrsg.), *Erschöpfte Familien* (S. 107-125). Wiesbaden: VS Verlag.
- Andresen, S. (2008). Potenziale der Kindheitsforschung. Wohlbefinden und Verantwortung zwischen westlicher Begrenzung und globalem Ausblick. In: *Zeitschrift für internationale Bildungsforschung und Entwicklungspädagogik*, 31 (4), 9-13.
- Baader, M.S. (2014). Reflexive Kindheit. In: M.S. Baader, F. Eßer & W. Schroer (Hrsg.), *Kindheiten in der Moderne. Eine Geschichte der Sorge* (S.14-456). Frankfurt a. M.: Campus.
- Andresen, S., Fegter, S., & Hurrelmann, K. (2013). Wohlbefinden, Armut und Gerechtigkeit aus Sicht der Kinder. Die Ausrichtung der 3. World Vision Kinderstudie. In: World Vision Deutschland e.V. (Hrsg.), *Kinder in Deutschland 2013. 3. World Vision Kinderstudie* (S. 26-47). Weinheim und Basel: Beltz Verlag.
- Athanassiadou, Z., Euteneuer, M., Mücher, F., & Uhlendorff, U. (2015). Familienkonzepte – ein sozialpädagogischer Blick auf die Gestaltung familialer Lebenswelten. In: S. Fegter, C. Heite, J. Mierendorff & M.Richter (Hrsg.), *Neue Aufmerksamkeiten für Familie. Diskurse, Bilder und Adressierungen in der sozialen Arbeit. neue praxis. Sonderheft 12* (S. 12-25). Lahnstein: Verlag neue praxis.
- Baader, M.S., Eßer, F., E., & Schroer, W. (2014). *Kindheiten in der Moderne. Eine Geschichte der Sorge*. Frankfurt a. M.: Campus.

- Barata, M. C., & Yoshikawa, H. (2014). Mixed Methods in Research on Child Well-Being. In: A. Ben-Arieh, F. Casas, I. Frones, & J.E., Korbin (Hrsg.), *Handbook of Child Well-Being. Theories, Methods and Policies in Global Perspective. Volume 5.* (S. 2879-2893). Dordrecht/Heidelberg/New York/London: Springer VS.
- Bauer, P., Neumann, S., Sting, S., Ummel, H., & Wiezorek, C. (2015). Familienbilder und Bilder 'guter' Elternschaft. Zur Bedeutung eines konstitutiven, aber vernachlässigten Moments pädagogischer Professionalität. In: S. Fegter, C. Heite, J. Mierendorff & M. Richter (Hrsg.), *Neue Aufmerksamkeiten für Familie Diskurse, Bilder und Adressierungen in der Sozialen Arbeit. Neue Praxis. Zeitschrift für Sozialarbeit, Sozialpädagogik und Sozialpolitik. Sonderheft 12* (S.25-38), Lahnstein: Verlag neue praxis.
- Baumrind, D. (1991). Parenting styles and adolescent development. In: J. Brooks-Gunn, R. Lerner & A. C. Peterson (Hrsg.), *Encyclopedia of adolescence, Bd. 2* (S. 746-758). New York: Garland.
- Beck, U. (1998). *Politik der Globalisierung*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Beck, U. (1989). *Risikogesellschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Beck, U., Giddens, A., & Lash, S. (1996). *Reflexive Modernisierung. Eine Kontroverse*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Beck-Gernsheim, E. (2010). *Alte Leitbilder und neue Lebensformen. Was kommt nach der Familie?* München: C. H. Beck.
- Becker, P. (1991). Theoretische Grundlagen. In: A. Abele, & P. Becker (Hrsg.), *Wohlbefinden: Theorie – Empirie – Diagnostik* (S.13-50). Weinheim/München: Juventa.
- Beisenherz, G. (2005). Wie wohl fühlst Du Dich? Kindliche Persönlichkeit und Umwelt als Quelle von Wohlbefinden und Unwohlsein bei Grundschulkindern. In: C. Alt (Hrsg.), *Kinderleben - Aufwachsen Zwischen Familie, Freunden und Institutionen: Band 1: Aufwachsen in Familien (DJI Kinder)* (S.157-187). Wiesbaden: VS Verlag.
- Ben-Arieh, A. (2009). The Child Indicators Movement – Identifying Child-centred Indicators for Shaping Child Policies. In: *forum 21. European journal on child and youth policy*, 13, 106- 112.
- Ben-Arieh, A. (2008). The Child Indicators Movement: Past, Present and Future. In: *Child Indicators Research*, 1, 3-16.
- Ben-Arieh, A., Casas, F., Frones, I., & Korbin, J.E. (2014). *Handbook of Child Well-Being. Theories, Methods and Policies in Global Perspective. Volume 1.* Dordrecht/Heidelberg/New York/London: Springer VS.
- Ben-Arieh, A., & Frønes, I. (2007). Indicators of Children's Well Being: Theory, Types and Usage. In: *Social Indicators Research*, 83(1), 1–4.
- Berger, F. (2009). Auszug aus dem Elternhaus. Strukturelle, familiäre und persönlichkeitsbezogene Bedingungsfaktoren. In: H. Fend, F. Berger, U. Grob (Hrsg.),

- Lebensverläufe, Lebensbewältigung, Lebensglück. Ergebnisse der LiFE-Studie* (S. 195-243). Wiesbaden : VS Verlag.
- Berger, P. A. (1996). *Individualisierung. Statusunsicherheit und Erfahrungsvielfalt*. Opladen: Westdeutscher Verlag
- Berngruber, A. (2015). Generation “boomerang“ in Germany? Returning to the parental Home in young Adulthood. In: *Journal of Youth Studies*, 18 (10), 1274 - 1290.
- Bertram, H. (2017). *Zukunft mit Kindern, Zukunft für Kinder. Der UNICEF-Bericht zur Lage der Kinder in Deutschland im europäischen Vergleich*. Opladen, Berlin, Toronto: Barbara Budrich.
- Bertram, H. (2006). *Zur Lage der Kinder in Deutschland: Politik für Kinder als Zukunftsgestaltung. Innocenti Working Paper No. 2006-02*. Florence: UNICEF Innocenti Research Centre.
- Bertram, H. (2002). Kindheit/Jugend. In: M. Greiffenhagen & S. Greiffenhagen (Hrsg.), *Handwörterbuch zur politischen Kultur der Bundesrepublik Deutschland* (S.221-22). Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Bertram, H., & Deuflhard, C. (2015). *Die überforderte Generation. Arbeit und Familie in der Wissensgesellschaft*. Opladen/Berlin/Toronto: Barbara Budrich.
- Bertram, H., & Spieß, K. C. (2011). *Fragt die Eltern! Ravensburger Elternsurvey. Elterliches Wohlbefinden in Deutschland. Gefördert von der Stiftung Ravensburger Verlag*. Baden-Baden: Nomos Verlagsgesellschaft.
- Bertram, H., Kohl, S., & Rösler, W. (2011). *Zur Lage der Kinder in Deutschland 2011/ 2012: Starke Eltern – starke Kinder: Kindliches Wohlbefinden und gesellschaftliche Teilhabe*. Köln: Deutsches Komitee für UNICEF. <https://www.unicef.de/blob/9318/89f1b7f4755707447f776e25523a15ae/ar003-zur-lage-der-kinder-in-deutschland-2011-2012-pdf-data.pdf> [Zugegriffen 25.12.2018]
- Bertram, H., & Kohl, S. (2010). *Zur Lage der Kinder in Deutschland 2010: Kinder stärken für eine ungewisse Zukunft*. Köln: Deutsches Komitee für UNICEF.
- Betz, T. (2018). Child Well-Being. Konstruktionen 'guter Kindheit' in der (inter-)nationalen indikatorengestützten Sozialberichterstattung über Kinder. In: T. Betz, S. Bollig, M. Joos & S. Neumann (Hrsg.), *Gute Kindheit. Wohlbefinden, Kindeswohl und Ungleichheit* (S.49-70). Weinheim/Basel: Beltz Juventa.
- Betz, T. (2015). *Das Ideal der Bildungs- und Erziehungspartnerschaft. Kritische Fragen an eine verstärkte Zusammenarbeit zwischen Kindertageseinrichtungen, Grundschulen und Familien*. Gütersloh: Bertelsmann Stiftung.
- Betz, T. (2009). „Ich fühl‘ mich wohl“ – Zustandsbeschreibungen ungleicher Kindheiten der Gegenwart. In: *Diskurs Kindheits- und Jugendforschung*, 4, 457-470.

- Betz, T., & Bischoff, S. (2018). Kindheit unter sozialinvestiven Vorzeichen. In: A. Lange, H. Reiter, S. Schutter & C. Steiner (Hrsg.), *Handbuch Kindheits- und Jugendsoziologie* (S. 49–65). Wiesbaden: Springer VS.
- Betz, T., & Bischoff, S. (2013). Risikokind und Risiko Kind. Konstruktionen von Risiken in politischen Berichten. In: H. Kelle & J. Mierendorff (Hrsg.), *Normierung und Normalisierung der Kindheit* (S. 60-81). Weinheim: Beltz Juventa.
- Betz, T., Bollig, S., Joos, M., & Neumann, S. (2018a). *Institutionalisierungen von Kindheit: Childhood Studies zwischen Soziologie und Erziehungswissenschaft*. Weinheim/Basel: Beltz.
- Betz, T., Bollig, S., Joos, M., & Neumann, S. (2018b). *Gute Kindheit. Wohlbefinden, Kindeswohl und Ungleichheit*. Weinheim/Basel: Beltz.
- Betz, T., de Moll, F. & Bischoff, S. (2013). Gute Eltern – schlechte Eltern. Politische Konstruktionen von Elternschaft. In: Kompetenzteam Wissenschaft des Bundesprogramms „Elternchance ist Kinderchance“, L. Correll & J. Lepperhoff (Hrsg.), *Frühe Bildung in der Familie. Perspektiven der Familienbildung* (S. 69–80). Weinheim: Beltz Juventa.
- Betz, T., Lange, A., & Alt, C. (2006). Das DJI-Kinderpanel als Beitrag zu einer Sozialberichterstattung über Kinder. In: *Diskurs Kindheits- und Jugendforschung*, 1 (2), 173-179.
- Bischoff, S., & Knoll, A. (2015). Förderbedürftige Kindheit – Zur Konstruktion eines Kindheitsbildes aus der Sicht von Eltern. In: *Diskurs Kindheits- und Jugendforschung*, 10, 415-430.
- Bock, K. (2008). Generationsbeziehungen und Generationenverhältnisse. In: T. Coelen, H.- U. Otto (Hrsg.), *Grundbegriffe Ganztagsbildung. Das Handbuch* (S.79-89). Wiesbaden : VS Verlag.
- Bogner, A. (2012). *Gesellschaftsdiagnosen: Ein Überblick*. Weinheim: Beltz Juventa.
- Böllert, K. (2011). Kinder- und Jugendhilfe in der Krise - Sozialarbeit und Sozialpädagogik in Theorie, Praxis und Ausbildung vor neuen (alten) Herausforderungen. In: *Forum Jugendhilfe*, 63 (2), 36-41.
- Braches-Chyrek, R., Röhner, C., & Sünker, H. (2012). *Kindheiten Gesellschaften. Interdisziplinäre Zugänge zur Kindheitsforschung*. Opladen/Berlin/Toronto: Barbara Budrich.
- Bradburn, N. M. (1969). *The structure of psychological well-being*. Chicago: Aldine.
- Bradshaw, J., Hoelscher, P., & Richardson, D. (2007). An index of child well-being in the European union. In: *Social Indicators Research*, 80 (1), 133–177.
- Brezinka, W. (1971). *Von der Pädagogik zur Erziehungswissenschaft*. Weinheim: Beltz.

- Bröckling, U., Krasmann, S., & Lemke, T. (2004). Einleitung. In: U. Bröckling, S. Krasmann & T. Lemke (Hrsg.), *Glossar der Gegenwart* (S.9-17). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bröckling, U. (2016). *Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Brumlik, M. (2013). Erziehung und Bildung. In: S. Andresen, C. Hunner-Kreisel & S. Fries (Hrsg.), *Erziehung. Ein interdisziplinäres Handbuch* (S.20-23), Stuttgart/Weimar: J.B. Metzler.
- Brumlik, M. (2007). *Vom Missbrauch der Disziplin. Antworten der Wissenschaft auf Bernhard Bueb*. Weinheim: J. Beltz Verlag
- Bucher, A. A. (2009). Wie glücklich sind Deutschlands Kinder? Eine glückspychologische Studie im Auftrag des ZDF. In: *Diskurs Kindheits- und Jugendforschung*, 4 (2), 241-259.
- Büchner, P., du Bois-Reymond, M., Ecarius, J., Fuhs, B., & Krüger, H.- H. (1998). *Teenie-Welten. Aufwachsen in drei europäischen Regionen*. Opladen: Leske + Budrich.
- Bueb, B. (2006). *Lob der Disziplin. Eine Streitschrift*. München: List Verlag.
- Bühler-Niederberger, D. (2011). *Lebensphase Kindheit. Theoretische Ansätze, Akteure und Handlungsräume*. Weinheim: Juventa.
- Bühler-Niederberger, D. (2005). Generationale Ordnung und „moralische Unternehmen“. In: H. Hengst & H. Zeiher (Hrsg.), *Kindheit soziologisch* (S.113-133). Wiesbaden: Springer VS.
- Bühler-Niederberger, D., Mierendorff, J., & Lange, A. (2010). *Kindheit zwischen fürsorglichem Zugriff und gesellschaftlicher Teilhabe*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Bullinger, M. (2009). Wohlbefinden von Kindern und Jugendlichen. Forschungsstand und konzeptueller Hintergrund. In: *Zeitschrift für Gesundheitspsychologie*, 17 (2), 50-55.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2014a). *Übereinkommen über die Rechte des Kindes VN-Kinderrechtskonvention im Wortlaut mit Materialien*. Berlin: Publikationsversand der Bundesregierung. www.bmfsfj.de/blob/93140/01569e163ea92d2dd2e26b735bf59a0f/uebereinkommen-ueber-die-rechte-des-kindes-data.pdf [Zugegriffen 25.12.2018]
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2014b). *Familienreport 2014. Leistungen, Wirkungen, Trends*. <https://www.bmfsfj.de/blob/93784/e1e3be71bd501521ba2c2a3da2dca8bc/familienreport-2014-data.pdf> [Zugegriffen: 25.12.2018]
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2013). *14. Kinder- und Jugendbericht. Bericht über die Lebenssituation junger Menschen und die Leistungen der Kinder- und Jugendhilfe in Deutschland*. Drucksache 17/12200. Berlin.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.) (2010). *Das Wohlbefinden von Eltern. Auszüge aus dem Ravensburger Elternsurvey*. Berlin.

- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2009). *Familienreport 2009. Leistungen, Wirkungen, Trends.*
<https://www.bmfsfj.de/blob/93796/7c7c7f7dad91c619349be4a54feb17b/familienreport-data.pdf> [Zugegriffen 25.12.2018]
- Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2005). *Stärkung familialer Beziehungs- und Erziehungskompetenzen.*
<https://www.bmfsfj.de/blob/95354/076596362455af26733a2bedf0a32d6e/staerkung-familialer-beziehungs-und-erziehungskompetenzen-data.pdf>. [Zugegriffen:25.12.2018]
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.) (1994). *Familien und Familienpolitik im geeinten Deutschland. Zukunft des Humanvermögens.* Fünfter Familienbericht. Bonn: Bundesdrucksache 12/7560.
- Cahill, H. (2015). Approaches to Understanding Youth Well-Being. In: J. Wyn & H. Cahill (Hrsg.), *Handbook of Children and Youth Studies* (S. 1-16). Singapore: Springer Singapore.
- Calmbach, M., Borgstedt, S., Borchard, I., Thomas P. M., & Flaig, B. B. (2016). *Wie ticken Jugendliche 2016? Lebenswelten von Jugendlichen im Alter von 14 bis 17 Jahren in Deutschland.* Wiesbaden: Springer.
- Castel, R. (2011). *Die Krise der Arbeit. Neue Unsicherheiten und die Zukunft des Individuums.* Hamburg: Hamburger Edition.
- Castel, R. (1983). Von der Gefährlichkeit zum Risiko. In: M. Wambach (Hrsg.), *Der Mensch als Risiko Zur Logik von Prävention und Früherkennung* (S.51-75). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Castel, R., & Dörre, K. (2009). *Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung. Die soziale Frage zu Beginn des 21. Jahrhunderts,* Frankfurt a. M./ New York: Campus.
- Chassé, K. A. (2007). Wenn Kinder die ‘falschen’ Familien haben – Soziale Arbeit und die ‚Neue Unterschicht‘. In: C. Beckmann, H.-U. Otto, M. Richter & M. Schrödter (Hrsg.), *Neue Familialität als Herausforderung der Jugendhilfe. neue praxis, Sonderheft 9* (S. 59-65). Lahnstein: Verlag neue praxis.
- Choi, F. (2012). Elterliche Erziehungsstile in sozialen Milieus. In: U. Bauer, U. H. Bittlingmayer & A. Scherr (Hrsg.), *Handbuch Bildungs- und Erziehungssoziologie* (S. 929-047). Wiesbaden: Springer VS.
- The Children’s Society (2006). *Good Childhood? A Question for our Times.* London: The children’s society.
- Clair, A. (2012). The Relationship between Parent’s Subjective Well-Being and the Life Satisfaction of Their Children in Britain. In: *Child Indicator Research*, 5, 631–650.
 Commonwealth Secretariat (2016). *Global Youth Development Index and Report 2016,* London: Commonwealth Secretariat.
- Correll,L., & Kassner, K. (2018). Der Frauenleib als gesellschaftspolitischer Ort? Die Verschränkung von Kinderlosigkeit, Elternschaft und Demografie im familienpolitischen

- Diskurs in Deutschland seit den 1950er Jahren. In: K. Jergus, J. O. Krüger & A. Roch (Hrsg.), *Elternschaft zwischen Projekt und Projektion. Aktuelle Perspektiven der Elternforschung* (S. 65-103). Wiesbaden: Springer VS.
- Crouch, C. (2008). *Postdemokratie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- De Carolis, M. (2009). *Das Leben im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit*. Zürich: Diaphanes-Verl.
- De Haan, G., & Poltermann, A. (2002): Bildung in der Wissensgesellschaft. In: Heinrich Böll Stiftung (Hrsg.): *Gut zu wissen. Links zur Wissensgesellschaft* (S.310-341). Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Deutsche Angestellten Krankenkasse (2011). *DAK-Gesundheitsreport 2011*. Hamburg: DAK Forschung.
- Diehm, I. (2012). (Frühe) Förderung – Eine schillernde Semantik der Pädagogik. In: C. Aubry, M. Geiss, V. Magyar-Haas, & D. Miller (Hrsg.): *Positionierungen. Zum Verhältnis von Wissenschaft, Pädagogik und Politik* (S.50-65). Weinheim/Basel: Beltz Juventa.
- Diener, E. (2006). 'Guidelines for national Indicators of subjective Well-Being and Ill-Being.' In: *Journal of Happiness Studies*, 7 (4), 397-404.
- Diener, E. (2000). Subjective Well-Being: The Science of Happiness and a Proposal for a national Index. In: *American Psychology*, 55(1), 34–43.
- Diener, M. L., & Diener McGavran, M. B. (2008). What makes People happy? A developmental Approach to the Literature on Family Relationships and Well-Being. In: M. Eid & R. J. Larsen (Hrsg.), *The Science of subjective Well-Being* (S.347-375). London: The Guildford Press.
- Diener, E., Emmons, R. A., Larsen, R. J., & Griffin, S. (1985). The Satisfaction with Life Scale. In: *Journal of Personality Assessment*, 49, 71-75.
- Dilger, S. M. (2018). *Neue Väter. Zur Vereinbarkeit von Sorge- und Erwerbsarbeit*. Marburg: Büchner – Verlag.
- DJI (2015). *Projekt: AID:A II - Aufwachsen in Deutschland: Alltagswelten*. <http://www.dji.de/index.php?id=1547>. [Zugegriffen: 29.08.2015]
- Dörr, M., & Müller, B. (2012). *Nähe und Distanz. Ein Spannungsfeld pädagogischer Professionalität*. Weinheim/Basel: Beltz Juventa.
- Drieschner, E. (2010). Bildung als Selbstbildung oder Kompetenzentwicklung? Zur Ambivalenz von Kind- und Kontextorientierung in der frühpädagogischen Bildungsdebatte. In: D. Gaus & E. Drieschner (Hrsg.): *'Bildung' jenseits pädagogischer Theoriebildung. Fragen zu Sinn, Zweck und Funktion der Allgemeinen Pädagogik* (S.179-216). Wiesbaden: VS Verlag.

- Drieschner, E. (2007). *Erziehungsziel „Selbstständigkeit“: Grundlagen, Theorien und Probleme eines Leitbildes der Pädagogik*. Wiesbaden: Springer VS.
- Drieschner, E., & Gaus, D. (2010). Bildung und allgemeinpädagogische Theoriebildung. In: D. Gaus & E. Drieschner (Hrsg.), *„Bildung“ jenseits pädagogischer Theoriebildung? Fragen zu Sinn, Zweck und Funktion der Allgemeinen Pädagogik* (S.9-31). Wiesbaden: Springer VS.
- Du Bois-Reymond, M. (1998). Der Verhandlungshaushalt im Modernisierungsprozeß. In: P. Büchner, M. du Bois-Reymond, J. Ecarius, B. Fuhs & H.-H. Krüger (Hrsg.), *Teenie-Welten. Aufwachsen in drei europäischen Regionen* (S. 83-112), Opladen: Leske + Budrich.
- Du Bois-Reymond, M., Büchner, P., Krüger, H.-H., Ecarius, J., & Fuhs, B. (1994). *Kinderleben. Modernisierung von Kindheit im interkulturellen Vergleich*. Opladen: Leske + Budrich .
- Duttweiler, S. (2007). *Sein Glück machen. Arbeit am Glück als neoliberale Regierungstechnologie*. Konstanz: UVK.
- Ecarius, J. (2008). *Generation, Erziehung und Bildung. Eine Einführung*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Ecarius, J. (2002). *Familienerziehung im historischen Wandel. Eine qualitative Studie über Erziehung und Erziehungserfahrungen von drei Generationen* Opladen: Leske + Budrich.
- Ecarius, J. Berg, A., & Oliveras, R. (2019). Gibt es eine neue Erziehung in der Familie? Konturen einer Erziehung des Beratens. In: *Zeitschrift für Pädagogik* (i. E.).
- Ecarius, J, Berg, A., Serry, K, & Oliveras, R. (2017). *Spätmoderne Jugend – Erziehung des Beratens – Wohlbefinden*. Wiesbaden: Springer VS.
- Ecarius, J., & Eulenbach, M. (2012). *Jugend und Differenz Aktuelle Debatten der Jugendforschung*. Wiesbaden : Springer VS.
- Ecarius, J., Köbel, N., & Wahl, K. (2011). *Familie, Erziehung und Sozialisation*. Wiesbaden: Springer VS.
- Ehrenberg, A. (2013). *Das erschöpfte Selbst. Depression und Gesellschaft in der Gegenwart*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Engelhardt, I. (2017). Kinderrechte und elterliche Verantwortung. In: C. Maier-Höfer (Hrsg.), *Kinderrechte und Kinderpolitik. Fragestellungen der Angewandten Kindheitswissenschaften* (S.167-186). Wiesbaden: Springer VS.
- Eschner, C. (2017). *Erziehungskonzepte im Wandel. Eine qualitative Inhaltsanalyse von Elternratgebern 1945 bis 2015*. Wiesbaden: Springer VS.
- Esser, F., Baader, M. S., Betz, T., & Hungerland, B. (2016). *Reconceptualising agency and childhood: New perspectives in childhood studies*. New York: Routledge.
- Eßer, F. (2014). “Das Glück das nie wiederkehrt“. Well-being in historisch-systematischer Perspektive. In: *Zeitschrift für Pädagogik*, 60 (4), 505-519.

- Eßer, F. (2013). Familienkindheit als sozial-pädagogische Herstellungsleistung: Ethnographische Betrachtungen zu familienähnlichen Formen der Heimerziehung. In: *Diskurs Kindheits- und Jugendforschung*, (2), 163-176.
- Fangmeyer, A., & J. (2017). *Kindheit und Erwachsenenheit in sozialwissenschaftlicher Forschung und Theoriebildung*. Weinheim Basel: Beltz.
- Federal Interagency Forum on Child and Family Statistics (2017). *America's Children: Key National Indicators of Well-Being, 2017*. Washington, DC: U.S. Government Printing Office.
- Fegter, S., Heite, C., Mierendorff, J., & Richter, M. (2013). *Neue Aufmerksamkeiten für Familie. Diskurse, Bilder und Adressierungen in der sozialen Arbeit. neue praxis. Sonderheft 12*. Lahnstein: Verlag neue praxis.
- Flaake, K. (2014). *Neue Mütter – neue Väter. Eine empirische Studie zu veränderten Geschlechterbeziehungen in Familien*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Foucault, M. (1983). *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit 1*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Foucault, M. (1977). *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Fölling-Albers, M. (2008). Kinder und Kindheit mit Blick der Erziehungswissenschaft - Ein Überblick über den Forschungsstand. In: W. Thole, H.-G. Rossbach, M. Fölling-Albers & R. Tippelt (Hrsg.), *Bildung und Kindheit. Pädagogik der frühen Kindheit in Wissenschaft und Lehre* (S. 33-47). Opladen: Barbara Budrich.
- The Foundation for Child Development (2013). *National Child and Youth Well Being Index*. <https://www.fcd-us.org/assets/2016/04/Child-Well-Being-Index-2013-Final.pdf> [Zugegriffen 25.12.2018]
- Frank, R. (2010). *Wohlbefinden fördern. Positive Therapie in der Praxis*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Frey, B.S., & Frey-Marti, C. (2010). Glück – Die Sicht der Ökonomie. In: *Wirtschaftsdienst*, (7), 458 - 463.
- Fuchs, T., Iwer, L., & Micali, S. (2018). *Das überforderte Subjekt - Zeitdiagnosen einer beschleunigten Gesellschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Fuchs, W. (1983). Jugendliche Statuspassage oder individualisierte Jugendbiographie? In: *Soziale Welt*, 3, 341-371.
- Fuhr, T. (1998). *Ethik des Erziehens. Pädagogische Handlungsethik und ihre Grundlegung in der elterlichen Erziehung*. Weinheim: Deutscher Studien Verlag.
- Gaupp, N., & Lüders, C. (2015). Wandel der Jugendforschung. Annäherungen über Trends und Verschiebungen. In S. Sandring, W. Helsper, & H.-H. Krüger (Hrsg.), *Jugend. Theoriediskurse und Forschungsfelder* (S. 57–85). Wiesbaden: Springer VS.

- Geimer, A., Amling, S., & Bosancic, S. (2019). *Subjekt und Subjektivierung Empirische und theoretische Perspektiven auf Subjektivierungsprozesse*, Wiesbaden: Springer <https://www.springer.com/de/book/9783658223120> [zugegriffen: 25.12.2018]
- Gensicke, T. (2010). Wertorientierungen, Befinden und Problembewältigung. In: Deutsche Shell Holding (Hrsg.), *Jugend 2010. Eine pragmatische Generation behauptet sich* (S.187-242). Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch.
- Gerarts, K. (2015). *Familiäre Erziehung aus Kindersicht. Eine qualitative Studie unter Berücksichtigung von Macht in der generationalen Ordnung*. Wiesbaden: Springer VS.
- Gerhard, U. (2010). Geschlechterverhältnisse im Wandel. Anforderungen unter globalem Anpassungsdruck am Beispiel fürsorglicher Praxis/Care. In: G. Becke, P. Bleses, W. Ritter & S. Schmidt (Hrsg.), *„Decent Work“. Arbeitspolitische Gestaltungsperspektive für eine globalisierte und flexibilisierte Arbeitswelt* (S.221-230). Wiesbaden: VS Verlag.
- Gerlach, I. (2017). *Elternschaft. Zwischen Autonomie und Unterstützung*. Wiesbaden: Springer VS.
- Gerleigner, S., & Langmeyer, A. N. (2017). Subjektives Wohlbefinden von Kindern in der Familie unter Berücksichtigung der Sozialisationsinstanzen Schule und Freunde. In: H. Bertram (Hrsg.), *Zukunft mit Kindern, Zukunft für Kinder. UNICEF-Bericht zur Lage der Kinder in Deutschland im europäischen Kontext* (S.61-86). Opladen, Berlin, Toronto: Barbara Budrich.
- Giddens, A. (2004). *The welfare state in a modern European society*, <http://www.uoc.edu/symposia/caixamanresa/jornadaeconomia/eng/giddens.pdf>. [Zugegriffen: 13.12.2016]
- Gille, M., S. Sardei-Biermann, W. Gaiser, & J. de Rijke, (2006). *Jugendliche und junge Erwachsenen in Deutschland. Lebensverhältnisse, Werte und gesellschaftliche Beteiligung 12-29-Jähriger*. Frankfurt a. M.: VS Verlag.
- Glatzer, W., & Zapf, W. (1984). *Lebensqualität in der Bundesrepublik. Objektive Lebensbedingungen und subjektives Wohlbefinden*. Frankfurt: Campus.
- Griese, H. M., & Mansel, J. (2003). Jugendtheoretische Diskurse. In: H. M. Griese, J. Mansel & A. Scherr (Hrsg.), *Theoriedefizite der Jugendforschung. Standortbestimmung und Perspektiven* (S. 11-30). Weinheim/München: Juventa.
- Gross, P. (1994). *Die Multioptionengesellschaft*. Frankfurt a. M. : Suhrkamp.
- Grunert, C. (2012). *Bildung und Kompetenz. Theoretische und empirische Perspektiven auf außerschulische Handlungsfelder*. Wiesbaden: Springer VS.
- Grümer, S., & Pinquart, M. (2008). Zusammenhang zwischen Anforderungen des sozialen Wandels, psychosozialen Ressourcen, Einstellung zu sozialem Wandel und subjektivem Wohlbefinden. In: R. K. Silbereisen & M. Pinquart (Hrsg.), *Individuum und sozialer*

- Wandel: Eine Studie zu Anforderungen, psychosozialen Ressourcen und individueller Bewältigung* (S.228-255). Weinheim: Juventa.
- Harring, M., & Schenk, D. (2018). Das Konstrukt „Jugend“. Eine kritische Betrachtung. In: A. Kleeberg-Niepage & S. Rademacher (Hrsg.), *Kindheits- und Jugendforschung in der Kritik (Inter-)Disziplinäre Perspektiven auf zentrale Begriffe und Konzepte* (S.111-127). Wiesbaden: Springer VS.
- Hartung, S. (2012). Familienbildung und Elternbildungsprogramme. In: U. Bauer, U. H. Bittlingmeyer & A. Scherr (Hrsg.), *Handbuch Bildungs- und Erziehungssoziologie* (S.969-983). Wiesbaden: Springer VS.
- Haubl, R., Dammasch, F., & Krebs, H. (2009). *Riskante Kindheit: Psychoanalyse und Schriften des Sigmund-Freud-Instituts / Reihe 3: Psychoanalytische Sozialpsychologie*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Heimerdinger, T. (2013). Simply the Best. Elternschaft als kompetitive Praxis. In: M. Tauschek (Hrsg.), *Kulturen des Wettbewerbs. Formationen kompetitiver Logiken. (Kieler Studien zur Volkskunde und Kulturgeschichte, Bd. 10)* (S.249-267). Berlin/Münster: Waxmann.
- Heitmeyer, W. (1987). *Rechtsextremistische Orientierungen bei Jugendlichen. Empirische Ergebnisse und Erklärungsmuster einer Untersuchung zur politischen Sozialisation*. Weinheim/München: Juventa.
- Heitmeyer, W., Mansel, J., & Olk, T. (2011). Individualisierung heute: Verdichtung und Vernichtung? In: W. Heitmeyer, J. Mansel & T. Olk, T. (Hrsg.), *Individualisierung von Jugend. Zwischen kreativer Innovation, Gerechtigkeitssuche und gesellschaftlichen Reaktionen* (S.7-25). Weinheim: Juventa.
- Helsper, W. (2015). Schülerbiographie und Schülerhabitus. Schule und Jugend als Ambivalenzverhältnis? In: S. Sandring, W. Helsper, & H.-H. Krüger (Hrsg.), *Jugend. Theoriediskurse und Forschungsfelder* (S.131-160). Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Helsper, W. (2004). Pädagogisches Handeln in den Antinomien der Moderne. In: H.-H. Krüger & W. Helsper (Hrsg.), *Einführung in Grundbegriffe und Grundfragen der Erziehungswissenschaft* (S.15-3). Wiesbaden: VS Verlag.
- Helsper, W., Krüger, H.-H., & Sandring, S. (2015). Wandel der Theorie- und Forschungsdiskurse in der Jugendforschung, In: S. Sandring, W. Helsper & H.-H. Krüger (Hrsg.), *Jugend. Theoriediskurse und Forschungsfelder* (S.9-32). Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Hengst, H., & Zeiher, H. (2005). Von Kinderwissenschaften zu generationalen Analysen. Einleitung. In: H. Hengst & H. Zeiher (Hrsg.), *Kindheit soziologisch* (S.9-20). Wiesbaden: VS Verlag.
- Hensen, G. (2006). *Markt und Wettbewerb in der Jugendhilfe. Ökonomisierung im Kontext von Zukunftsorientierung und fachlicher Notwendigkeit*. Weinheim: Juventa.
- Hensen, G., & Schone, R. (2007). Familie als Risiko. Zur funktionalen Kategorisierung von ‚Risikofamilien‘ in der Jugendhilfe In: C. Beckmann, H.-U. Otto, M. Richter & M.

- Schrödter (Hrsg.), *Neue Familialität als Herausforderung der Jugendhilfe. neue praxis, Sonderheft 9* (S.149-160) Lahnstein: Verlag neue praxis.
- Hoffmann, D. (2011). Identitätsmanagement in digitalen Kommunikationsräumen. In: W. Heitmeyer, J. Mansel & T. Olk (Hrsg.), *Individualisierung von Jugend. Zwischen kreativer Innovation, Gerechtigkeitssuche und gesellschaftlichen Reaktionen* (S.97-115). Weinheim: Juventa.
- Höffer-Mehlmer, M. (2003). *Elternratgeber. Zur Geschichte eines Genres*. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren.
- Höhne, T. (2015). *Ökonomisierung und Bildung. Zu den Formen ökonomischer Rationalisierung im Feld der Bildung*. Wiesbaden: Springer VS.
- Höhne, T. (2007). Der Leitbegriff 'Kompetenz' als Mantra neoliberaler Bildungsreformer. Zur Kritik seiner semantischen Weitläufigkeit und inhaltlichen Kurzatmigkeit. In: L. Pongratz, R. Reichenbach & M. Wimmer (Hrsg.), *Bildung – Wissen – Kompetenz* (S.30-33), Bielefeld: Janus.
- Honig, M.-S. (2009). *Ordnungen der Kindheit. Problemstellungen und Perspektiven der Kindheitsforschung*. Weinheim/Basel: Beltz.
- Honig, M.-S. (1999). *Entwurf einer Theorie der Kindheit*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Honig, M.-S., & Ostner, I. (2001). Das Ende der fordistischen Kindheit. In: A. Klocke & K. Hurrelmann (Hrsg.), *Kinder und Jugendliche in Armut. Umfang, Auswirkungen und Konsequenzen* (S. 293-310). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Hopfner, J. (2001). Wie populär ist pädagogisches Wissen? Zum Verhältnis von Ratgebern und Wissenschaft. In: *Neue Sammlung*, 41 (1), 73-88.
- Hurrelmann, K. (2006). *Einführung in die Sozialisationstheorie*. Weinheim: Beltz.
- Hurrelmann, K., Harring, M., & Rohlfs, C. (2001). Veränderte Bedingungen des Aufwachsens – Jugendliche zwischen Moratorien, Belastungen und Bewältigungsstrategien. In: C. Rohlfs, M. Harring, & C. Palentien (Hrsg.), *Kompetenz-Bildung. Soziale, emotionale und kommunikative Kompetenzen von Kindern und Jugendlichen* (S.61-83), Wiesbaden: Springer VS.
- Hurrelmann, K., & Quenzel, G. (2016). *Lebensphase Jugend. Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Jugendforschung*, Weinheim /Basel : Beltz Juventa.
- Hühnersdorf, B. (2014). Verantwortete Elternschaft. Eine formentheoretische Betrachtung. In: E. Drieschner & D. Gaus (Hrsg.), *Das Bildungssystem und seine strukturellen Kopplungen: Umweltbeziehungen des Bildungssystems aus historischer, systematischer und empirischer Perspektive* (S.174-169). Wiesbaden : Springer Fachmedien.
- Illouz, E. (2009). *Die Errettung der modernen Seele. Therapien, Gefühle und die Kultur der Selbsthilfe*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

- International Youth Foundation (2017). *Global youth well-being index*.
<https://www.iyfnet.org/sites/default/files/library/2017YouthWellbeingIndex.pdf>
 [Zugegriffen: 25.12.2018]
- Jergus, K. Krüger, J. O., & Roch, A. (2018). *Elternschaft zwischen Projekt und Projektion. Aktuelle Perspektiven der Elternforschung*. Wiesbaden: Springer VS.
- Jergus, K., & Thompson, C. (2017). *Autorisierungen des pädagogischen Selbst. Studien zur Adressierung der Bildungskindheit*. Wiesbaden: Springer VS.
- Joos, M. (2018). ‚Gute Kindheit‘ als Herstellungsleistung in geteilter Verantwortung. Konstruktionen ‚guter Kindheit‘ in der Kinder- und Jugendberichterstattung in Deutschland. In: T. Betz, S. Bollig, M. Joos & S. Neumann (Hrsg.), *Gute Kindheit. Wohlbefinden, Kindeswohl und Ungleichheit* (S. 30-49). Weinheim/Basel: Beltz.
- Joos, M., Betz, T., Bollig, S., & Neumann, S. (2018). ‚Gute Kindheit als Gegenstand der Forschung. Wohlbefinden, Kindeswohl und ungleiche Kindheiten‘. In: T. Betz, S. Bollig, M. Joos & S. Neumann (Hrsg.), *Gute Kindheit. Wohlbefinden, Kindeswohl und Ungleichheit* (S. 7-30). Weinheim/Basel: Beltz.
- Jugendwerk der Deutschen Shell (Hrsg.) (1997). *Jugend '97: Zukunftsperspektiven, gesellschaftliches Engagement, politische Orientierungen*. Opladen: Leske + Budrich.
- Jurczyk, K., Lange, A., & Thiessen, B. (2014). *Doing family. Warum Familienleben heute nicht mehr selbstverständlich ist*. Weinheim: Beltz Juventa.
- Jurczyk, K., & Rerrich, M. S. (2015). *Die Arbeit des Alltags 2015. Entgrenzungsprozesse und Impulse für die Neuorganisation von Care. Beiträge zur Public Sociology anlässlich der Emeritierung von Prof. Dr. G. Günter Voß*, <http://ggv-webinfo.de/wp-content/uploads/2015/09/Public-Sociology-Karin-Jurczyk-Maria-S-Rerrich.pdf>
 [Zugegriffen: 25.12.2018]
- Jurczyk, K., Schier, M., Szymenderski, P., Lange, A., & Voß, G. G. (2009). *Entgrenzte Arbeit – entgrenzte Familie. Grenzmanagement im Alltag als neue Herausforderung*. Berlin: Ed. Sigma.
- Jurczyk, K., & Szymenderski, P. (2012). Belastungen durch Entgrenzung – Warum Care in Familien zur knappen Ressource wird. In: R. Lutz (Hrsg.), *Erschöpfte Familien* (S.89-107). Wiesbaden: VS Verlag.
- Kahlert, H. (2010). Bildung und Erziehung. Transformationsprozesse sozialer Ungleichheiten? In: A. Engelhardt, A., L. Kajetzke (Hrsg.), *Handbuch Wissensgesellschaft. Theorien, Themen und Probleme* (S. 141-158). Bielefeld: transcript.
- Kastner, M. (2011). *Die Zukunft der Work Life Balance. Wie lassen sich Beruf und Familie, Arbeit und Freizeit miteinander vereinbaren?* Kröning: Asanger.
- Kelle, H. (2013). Normierung und Normalisierung der Kindheit. Zur (Un)Unterscheidbarkeit und Bestimmung der Begriffe. In: H. Kelle & J. Mierendorff, J. (Hrsg.), *Normierung und Normalisierung der Kindheit* (S.15-38). Weinheim: Juventa.

- Kelle, H. (2010). *Kinder unter Beobachtung. Kulturanalytische Studien zur pädiatrischen Entwicklungsdiagnostik*. Opladen: Barbara Budrich.
- Kelle, H. (2009). Kindheit. In: S. Andresen, R. Casale, T. Gabriel, R. Horlacher, S. Larcher Klee & J. Oelkers (Hrsg.), *Handwörterbuch Erziehungswissenschaft* (S. 464-477). Weinheim/Basel: Beltz.
- Kelle, H., & Mierendorff, J. (2013). *Normierung und Normalisierung der Kindheit*. Weinheim: Juventa.
- Kelle, H., Schmidt, F., & Schweda, A. (2017). Entstehung und Abbau von Bildungsungleichheiten. Herausforderungen für die empirische Bildungsforschung mit Fokus auf der frühen Kindheit. In: I. Diehm, M. Kuhn & C. Machold (Hrsg.), *Differenz-Ungleichheit-Erziehungswissenschaft* (S. 63-79). Wiesbaden: Springer VS.
- Kershaw, P., Lori I., Trafford K., & Hertzman C. (2005). *The British Columbia Atlas of Child Development*. Georgetown, ON.
- Keyes, C. L. M. (1998). Social well-being. In: *Social psychology quarterly*, 61, 121-140.
- King, V. (2010). Adoleszenz und Ablösung im Generationenverhältnis. Theoretische Perspektiven und zeitdiagnostische Anmerkungen. In: *Diskurs Kindheits- und Jugendforschung*, 1, 9-20.
- Klinkhammer, N. (2014). *Kindheit im Diskurs. Kontinuität und Wandel in der deutschen Bildungs- und Betreuungspolitik*. Marburg : Tectum-Verlag.
- Klöckner, C. A., Beisenkamp, A., & Hallmann, S. (2004). Familie aus der Perspektive von Kindern zwischen 9 und 14 Jahren. In: *Zeitschrift für Familienforschung*, 15 (2), 130-143.
- Knoll, A. (2018). *Kindheit herstellen: Diskurs, Macht und soziale Ungleichheit in Betreuung und Alltagsgestaltung*. Wiesbaden: Springer VS.
- Kocyba, H. (2013). Aktivierung. In: U. Bröckling, S. Krasmann & T. Lemke (Hrsg.), *Glossar der Gegenwart* (S.17-23) Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Kohli, M. (1987). Normalbiographie und Individualität. Zur institutionellen Dynamik des gegenwärtigen Lebenslaufregimes. In: J. Friedrichs (Hrsg.), *Technik und sozialer Wandel. 23. Deutscher Soziologentag 1986. Beiträge der Sektions- und Ad-hoc-Gruppen* (S.432-435). Opladen : Westdeutscher. Verlag.
- Kolbe, W. (2002). *Elternschaft im Wohlfahrtsstaat: Schweden und die Bundesrepublik im Vergleich 1945 – 2000*. Frankfurt a. M./New York: Campus.
- KOMPIK (2014). *Eine Einführung Begleitendes Handbuch für pädagogische Fachkräfte*. Gütersloh.
http://www.kompik.de/uploads/tx_jpddownloads/141002_KOMPIK_Handbuch_2014.pdf
 [Zugegriffen 25.12.2018]

- Kost, J. (2013). „Erziehungsratgeber“. In: M. Stamm & D. Edelmann (Hrsg.), *Handbuch frühkindliche Bildungsforschung* (S. 473-484). Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Kraft, V. (2013). Erziehung als Begriff der Erziehungswissenschaft. In: S. Andresen, C. Hunner-Kreisel & S. Fries (Hrsg.), *Erziehung. Ein interdisziplinäres Handbuch* (S.186-189). Stuttgart: Metzler.
- Kränzl-Nagl, R., Mierendorff, J., & Olk, T. (2003). *Kindheit im Wohlfahrtsstaat. Gesellschaftliche und politische Herausforderungen*. Frankfurt a. M. / New York: Campus.
- Kuntz, B., Rattay, P., Poethko-Müller C., Thamm, R., Hölling, H., & Lampert, T. (2018). Soziale Unterschiede im Gesundheitszustand von Kindern und Jugendlichen in Deutschland – Querschnittergebnisse aus KiGGS Welle 2. In: *Journal of Health Monitoring* (Hrsg.), *KiGGS Welle 2 – Gesundheitliche Lage von Kindern und Jugendlichen* (S.19-36). Berlin: Robert Koch-Institut.
- Lange, A., Reiter, H., Schutter, S., & Steiner, C. (2018). *Handbuch Kindheits- und Jugendsoziologie*. Wiesbaden: Springer VS.
- Lange, A., & Reiter, H. (2018). Gesellschaftsdiagnostische Annäherungen an die Rahmenbedingungen des Aufwachsens in der späten Moderne. In: A. Lange, H. Reiter, S. Schutter & C. Steiner (Hrsg.), *Handbuch Kindheits- und Jugendsoziologie* (S.13-35). Wiesbaden: Springer VS.
- Lange, A., & Thiessen, B. (2018). Eltern als Bildungscoaches? Kritische Anmerkungen aus intersektionalen Perspektiven. In: K. Jergus, J. O. Krüger & A. Roch (Hrsg.), *Elternschaft zwischen Projekt und Projektion. Aktuelle Perspektiven der Elternforschung* (S.273-295). Wiesbaden: Springer VS.
- Langmeyer, A. (2015). *Sorgerecht, Coparenting und Kindeswohl. Eltern Sein in nichtehelichen Lebensgemeinschaften*. Wiesbaden: Springer VS.
- LBS-Gruppe & PROSOZ Institut für Sozialforschung (2014). *LBS-Kinderbarometer Deutschland 2014. Stimmungen, Trend und Meinungen von Kindern aus Deutschland. Ergebnisse des Erhebungsjahres 2013*. http://www.prosoz.de/fileadmin/dokumente/service-downloads/LBS-Kinderbarometer_Deutschland_2014__JETZT_REDEN_WIR.pdf . [Zugegriffen: 08.12.2016.]
- LBS-Initiative Junge Familie & PROSOZ Institut für Sozialforschung (2011). *LBS-Kinderbarometer Deutschland 2011. Stimmungen, Trend und Meinungen von Kindern aus Deutschland. Ergebnisse des Erhebungsjahres 2011*. http://www.prosoz.de/fileadmin/dokumente/service-downloads/LBS_Kinderbarometer_2011_was_wir_wollen.pdf. [Zugegriffen: 08.12.2016]
- LBS-Initiative Junge Familie & PROSOZ Hertel ProKids-Institut (2009). *LBS-Kinderbarometer Deutschland 2009. Stimmungen, Trend und Meinungen von Kindern aus Deutschland. Ergebnisse des Erhebungsjahres 2008/09*. Berlin: Bundesgeschäftsstelle der Landesbausparkassen. http://www.prosoz.de/fileadmin/dokumente/service-downloads/Endbericht_LBS [Zugegriffen: 08.12.2016]

- LBS-Initiative Junge Familie & PROSOZ Hertent ProKids-Institut (2007). *LBS-Kinderbarometer Deutschland 2007. Stimmungen, Meinungen, Trends von Kindern in sieben Bundesländern Ergebnisse des Erhebungsjahres 2006/07*. Berlin: Bundesgeschäftsstelle der Landesbausparkassen.
www.lbs.de/media/unternehmen/west_6/kibaro/Kibaro_2007.pdf
- Lemke, T. (2004): Flexibilität, in: U. Bröckling, S. Krasmann & T. Lemke (Hg.) (2004): *Glossar der Gegenwart* (S.82-88). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Leinfellner, S. (2018). Die Anrufung von Doppelkarrierepaaren im postfordistischen Gesellschaftsmodell als ‚gewünschte Eltern‘. In: K. Jergus, J. O. Krüger & A. Roch (Hrsg.), *Elternschaft zwischen Projekt und Projektion. Aktuelle Perspektiven der Elternforschung* (S. 295-315). Wiesbaden: Springer VS.
- Lenz, K., & Scholz, S. (2013). Das idealisierte Kind. Elter(n)-Kind-Beziehungen in populären Erziehungsratgebern. In: S. Scholz, K. Lenz & S. Dreßler (Hrsg.), *In Liebe verbunden. Zweierbeziehungen und Elternschaft in populären Ratgebern von den 1950ern bis heute* (S.257–274). Bielefeld: transcript.
- Lessenich, S. (2012). Der Sozialstaat als Erziehungsagentur. In: APuZ, (49–50), 55–61.
- Lessenich, S. (2008). *Die Neuerfindung des Sozialen. Der Sozialstaat im flexiblen Kapitalismus*. Bielefeld: transcript.
- Leven, I., Quenzel, G., & Hurrelmann, K. (2010). Familie, Schule, Freizeit: Kontinuitäten im Wandel. In: Shell Deutschland Holding (Hrsg.), *Jugend 2010. Eine pragmatische Generation behauptet sich* (S. 53-128). Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch.
- Liebenwein, S. (2008). *Erziehung und soziale Milieus. Elterliche Erziehungsstile in milieuspezifischer Differenzierung*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Lutz, R. (2012). Soziale Erschöpfung – Erschöpfte Familien. In: R. Lutz (Hrsg.), *Erschöpfte Familien* (S. 11-71). Wiesbaden: VS Verlag.
- Liotard, J.-F.(1993). *Das postmoderne Wissen : Ein Bericht*. Wien : Passagen-Verlag.
- Maccoby, E., & Martin, J. (1983). Socialization in the context of the family: Parent-child interaction. In: P. Mussen (Hrsg.), *Handbook of child psychology ,Bd. 4* (S. 1-101). New York: Wiley.
- Maier-Höfer, C. (2017). *Kinderrechte und Kinderpolitik. Fragestellungen der Angewandten Kindheitswissenschaften*. Wiesbaden: Springer VS.
- Maschke, S., Stecher, L., Coelen, T., Ecarius, J., & Gusinde, F. (2013). *Appolutely smart! Ergebnisse der Studie Jugend.Leben*. Bielefeld: Bertelsmann.
- Maier, M. S. (2018). Familie im Wandel. Herausforderungen einer diversitätsreflexiven Elternforschung. In: K. Jergus, J. O. Krüger & A. Roch (Hrsg.), *Elternschaft zwischen Projekt und Projektion. Aktuelle Perspektiven der Elternforschung* (S.255-273). Wiesbaden: Springer VS.

- Mayer, R., & Thompson, C. (2013). Inszenierung und Optimierung des Selbst. Eine Einführung. In: R. Mayer, C. Thompson, M. Wimmer (Hrsg.), *Inszenierung und Optimierung des Selbst. Zur Analyse gegenwärtiger Selbsttechnologien* (S.7-28), Wiesbaden: Springer VS.
- Mayerl, J. (2001). *Ist Glück ein affektiver Sozialindikator subjektiven Wohlbefindens? Dimensionen des subjektiven Wohlbefindens und die Differenz zwischen Glück und Zufriedenheit*. Stuttgart: Schriftenreihe des Instituts für Sozialwissenschaften der Universität Stuttgart, SISS 4.
- Mayring, P. (2007). Glück - Wohlbefinden - Lebensqualität. Sozialwissenschaftliche und psychologische Konzepte. In: T. Hoyer (Hrsg.), *Vom Glück und glücklichen Leben. Sozial- und geisteswissenschaftliche Zugänge* (S.185-199). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Mayring, P., & Rath, N. (2013). *Glück - aber worin liegt es? Zu einer kritischen Theorie des Wohlbefindens*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Merkle T., Wippermann, C., & Henry-Huthmacher, C. (2008). *Eltern unter Druck. Selbstverständnisse, Befindlichkeiten und Bedürfnisse von Eltern in verschiedenen Lebenswelten*. Stuttgart: Lucius & Lucius.
- Meuwly, N., Wilhelm, P., Eicher, V., & Perrez, M. (2011). Welchen Einfluss hat die Aufteilung von Hausarbeit und Kinderbetreuung auf Partnerschaftskonflikte und Partnerschaftszufriedenheit bei berufstätigen Paaren? In: *Zeitschrift für Familienforschung*, 23(1), 37-56.
- Mey, G. (2018). Jugendforschung. Konjunkturen, Krisen, Konstruktionen. In: A. Kleeberg-Niepage & S. Rademacher (Hrsg.), *Kindheits- und Jugendforschung in der Kritik (Inter-)Disziplinäre Perspektiven auf zentrale Begriffe und Konzepte* (S.273-299). Wiesbaden: Springer VS.
- Meyer, T. (2002). Moderne Elternschaft - neue Erwartungen, neue Ansprüche. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*. <http://www.bpb.de/apuz/26894/moderne-elternschaft-neue-erwartungen-neue-ansprueche?p=all> [Zugegriffen: 25.11.2018]
- Mierendorff, J. (2010). *Kindheit und Wohlfahrtsstaat. Entstehung, Wandel und Kontinuität des Musters moderner Kindheit*. Weinheim: Juventa
- Mierendorff, J., & Olk, T. (2010). Gesellschaftstheoretische Ansätze. In: H. -H. Krüger & C. Grunert (Hrsg.), *Handbuch Kindheits- und Jugendforschung* (S.125-153). Wiesbaden: VS Verlag.
- Mierendorff, J., & Olk, T. (2002). Gesellschaftstheoretische Ansätze. In: H.-H. Krüger & C. Grunert (Hrsg.), *Handbuch Kindheits - und Jugendforschung* (S.117-142). Opladen: Leseke + Budrich.
- Minsel, B. (2011). Eltern-und Familienbildung. In: R. Tippelt, & A. v. Hippel (Hrsg.), *Handbuch Erwachsenenbildung/ Weiterbildung* (S.865-873). Wiesbaden: VS Verlag.
- Moldaschl, M., & Voß, G. G. (2003). *Subjektivierung von Arbeit*. München: Hampp.

- Müthing, K., & Razakowski, R. (2017). Wohlbefinden und Partizipation in Politik, Familie und Schule bei Kindern in Deutschland. In: H. Bertram (Hrsg.), *Zukunft mit Kinder, Zukunft für Kinder. Der UNICEF-Bericht zur Lage der Kinder in Deutschland im europäischen Kontext* (S. 51- 61). Opladen/Berlin/Toronto: Barbara Budrich.
- National Economic and Social Council (2009). *Well-Being Matters: A social Report for Ireland*. Dublin: National Economic and Social Council.
- Nave-Herz, R. (2012). Familie im Wandel? – Elternschaft im Wandel? In: K. Böllert & C. Peter (Hrsg.), *Mutter + Vater = Eltern? Sozialer Wandel, Elternrollen und Soziale Arbeit* (S. 33-49). Wiesbaden: VS Verlag.
- Nave-Herz, R. (2015). *Familie heute: Wandel der Familienstrukturen und Folgen für die Erziehung*, Darmstadt: WBG.
- Neubauer, G. (2011). Sexualität im Jugendalter: Zwischen Promiskuität und lebenslanger Bindung. In: W. Heitmeyer, J. Mansel & T. Olk, Thomas (Hrsg.), *Individualisierung von Jugend. Zwischen kreativer Innovation, Gerechtigkeitssuche und gesellschaftlichen Reaktionen* (S. 115-128), Weinheim: Juventa.
- OECD (2015). *How's Life? 2015: Measuring Well-being*. Paris: OECD Publishing. http://dx.doi.org/10.1787/how_life-2015-en [Zugegriffen 25.12.2018]
- OECD (2011). *Doing Better for Families*. Paris: OECD Publishing. <http://dx.doi.org/10.1787/9789264098732>
- OECD (2009). *Doing Better for Children*. Paris: OECD Publishing.
- Oechsle, M., & du Bois-Reymond, M. (1990). *Neue Jugendbiographie? Zum Strukturwandel der Jugendphase*. Opladen : Leske + Budrich.
- Oelkers, N. (2018). Kindeswohl: Aktivierung von Eltern(-verantwortung) in sozial investiver Perspektive. In: K. Jergus, J. O. Krüger & A. Roch (Hrsg.), *Elternschaft zwischen Projekt und Projektion. Aktuelle Perspektiven der Elternforschung* (S.103-121). Wiesbaden: Springer VS.
- Oelkers, N. (2007): *Aktivierung von Elternverantwortung. Zur Aufgabenwahrnehmung in Jugendämtern nach dem neuen Kindschaftsrecht*. Bielefeld: transcript.
- Oelkers, J. (1995). *Pädagogische Ratgeber. Erziehungswissen in populären Medien*. Frankfurt a.M.: Moritz Diesterweg.
- Oevermann, U. (2001). Die Soziologie der Generationenbeziehungen und der historischen Generationen aus strukturalistischer Sicht und ihre Bedeutung für die Schulpädagogik. In R.-T. Kramer, W. Helsper & S. Busse (Hrsg.), *Pädagogische Generationsbeziehungen. Jugendliche im Spannungsfeld von Schule und Familie* (S. 79 –128). Wiesbaden: Springer VS
- Oliveras, R. (2019). Freiheit in Grenzen: Erziehungsratgeber als Subjekt-Schulung. Ein Beispiel. In: *Soziale Passagen* (i.E.).

- Oliveras, R., Ecarius, J., & Berg, A. (2019). Jugendliches Wohlbefinden in der Spätmoderne: Wie selbstzufrieden sind Jugendliche und wie blicken sie in ihre Zukunft? In: *Zeitschrift für Sozialpädagogik* (i. E.)
- Oliveras, R., & Berg, A. (i. Vorb.). *Familie und Wohlbefinden*.
- Olk, T. (1985). Jugend und gesellschaftliche Differenzierung. Zur Entstrukturierung der Jugendphase. In: *Zeitschrift für Pädagogik*, 19. Beiheft, 290-301.
- Olk, T., & Heitmeyer, W. (1990). *Individualisierung von Jugend. Gesellschaftliche Prozesse, subjektive Verarbeitungsformen, jugendpolitische Konsequenzen*. Weinheim/ München: Juventa.
- Papastefanou, C. (2000). Der Auszug aus dem Elternhaus. Ein vernachlässigter Gegenstand der Entwicklungspsychologie. In: *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation*, 20 (1), 55-69.
- Peuckert, R. (2012). *Familienformen im sozialen Wandel*. Wiesbaden: Springer VS.
- Pfaff, N. (2011). Stichwort: Aktuelle Entwicklungen in der Jugendforschung. In: *Zeitschrift für Erziehungswissenschaft*, 14 (4), 523–550.
- Postman, N. (2000). *Das Verschwinden der Kindheit*. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Raithel, J. (2011). *Jugendliches Risikoverhalten: Eine Einführung*. Wiesbaden: Springer VS.
- Rauschenbach, T. (2011). Betreute Kindheit. Zur Entgrenzung öffentlicher Erziehung. In: S. Wittmann, T. Rauschenbach & H.- R. Leu (Hrsg.). *Kinder in Deutschland. Eine Bilanz empirischer Studien* (S.160-172). Weinheim/München: Juventa.
- Rees, G., & Main, G. (2015). *Children's views on their lives and well-being in 15 countries: An initial report on the Children's Worlds survey, 2013-14*. York: Children's Worlds Project.
- Reinders, H. (2016). Vom Bildungs- zum Optimierungsmoratorium. In: *Diskurs Kindheits- und Jugendforschung*, 2, 147-160.
- Reinecke, J., Stemmler, M., & Wittenberg, J. (2016). *Devianz und Delinquenz im Kindes- und Jugendalter: Ungleichheitsdimensionen und Risikofaktoren*. Wiesbaden: Springer VS.
- Robert Koch-Institut (2017). Neue Daten für Taten. Die Datenerhebung zur KiGGS Welle 2 ist beendet. In: *Journal of Health Monitoring*, 2(S3), www.rki.de/DE/Content/Gesundheitsmonitoring/Gesundheitsberichterstattung/GBEDownloadsJ/C_onceptsMethods/3_2017_KiGGS-Welle2.pdf?__blob=publicationFile [Zugegriffen: 25.12.2018]
- Rohlf, C., Harring, M., & Palentien, C. (2008). *Kompetenz-Bildung. Soziale, emotionale und kommunikative Kompetenzen von Kindern und Jugendlichen*. Wiesbaden: Springer VS.
- Rosa, H. (2005). *Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

- Rose, N. (1999). *Governing the soul. The shaping of the private self*. London: Free Assoc. Books.
- Sardei-Biermann, S. (2006). Kapitel 3: Soziale Nahwelt und Lebensverhältnisse in subjektiver Einschätzung. In: M. Gille, S. Sardei-Biermann, W. Gaiser & J. de Rijke (Hrsg.), *Jugendliche und junge Erwachsene in Deutschland. Lebensverhältnisse, Wert und gesellschaftliche Beteiligung 12- bis 29-Jähriger* (S.87-130). Wiesbaden: VS Verlag.
- Schlack, R., Hölling, H., & Kurth, B.M. (2011). KiGGS: Kinder- und Jugendgesundheitsstudie Welle 1 – Projektbeschreibung. In: Beiträge zur Gesundheitsberichterstattung des Bundes. Robert Koch-Institut.http://www.rki.de/DE/Content/Gesundheitsmonitoring/Gesundheitsberichterstattung/GBEDownloadsB/KiGGS_welle1.pdf?__blob=publicationFile [Zugegriffen 25.12.2018]
- Schmid, M. (2011). *Erziehungsratgeber und Erziehungswissenschaft. Zur Theorie-Praxis-Problematik populärpädagogischer Schriften*. Bad Heilbrunn: Julius Klinkhardt.
- Schneekloth, U, & Andresen, S. (2013). Was fair und was unfair ist: die verschiedenen Gesichter von Gerechtigkeit. In: World Vision Deutschland e. V. (Hrsg.), *Kinder in Deutschland 2013. 3. World Vision Kinderstudie* (S.48-79). Weinheim/Basel: Beltz.
- Schneewind, K. A. (2010). *Familienpsychologie*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Schneewind, K. A., & Böhmert, B. (2016). *Jugendliche kompetent erziehen. Der interaktive Elterncoach "Freiheit in Grenzen"*. Bern: Hogrefe.
- Schneider, N. F., Diabaté, S, & Ruckdeschel, K. (2015). *Familienleitbilder in Deutschland. Kulturelle Vorstellungen zu Partnerschaft, Elternschaft und Familienleben*. Opladen: Barbara Budrich.
- Schneider, N. F., Diabaté, S., & Lück, D. (2014). Familienleitbilder in Deutschland. Ihre Wirkung auf Familiengründung und Familienentwicklung. In: C. Henry-Huthmacher (Hrsg.), *Familienleitbilder in Deutschland. Ihre Wirkung auf Familiengründung und Familienentwicklung*, Sankt Augustin/Berlin : Konrad-Adenauer-Stiftung e.V.
- Scholz, S. (2013). *In Liebe verbunden. Zweierbeziehungen und Elternschaft in populären Ratgebern von den 1950ern bis heute*. Bielefeld: transcript.
- Schölmerich, A., Agache, A., Leyendecker, B., Ott, N., & Werding, M. (2013). *Endbericht des Moduls „Wohlergehen von Kindern“ als Teil der Gesamtevaluation der ehe- und familienbezogenen Leistungen in Deutschland im Auftrag des Bundesministeriums der Finanzen und des Bundesministeriums für Familie, Frauen, Senioren und Jugend*. <http://www.bmfsfj.de/BMFSFJ/familie,did=195944.html> [Zugegriffen 25.12.2018]
- Schroedter, T. (2017). *Jugend als Privileg und Diskriminierung: Ein Beitrag zur intersektionellen Verortung des Phänomens*. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Schulz, W. (2008). Lebensqualität. In: R. Forster (Hrsg.), *Forschungs- und Anwendungsbereiche der Soziologie* (S.121-136). Wien: facultas.

- Schupp, J. (2014). *40 Jahre Sozialberichterstattung und Lebensqualitätsforschung in Deutschland – Rückblick und Perspektiven*. Berlin: SOEPPapers on Multidisciplinary Panel Data Research 680.
- Seehaus, R. (2018). Normierung und Standardisierung des Aufwachsens anhand der ärztlichen U-Untersuchungen. In: A. Lange, H. Reiter, S. Schutter & C. Steiner (Hrsg.), *Handbuch Kindheits- und Jugendsoziologie* (S.655-665). Wiesbaden, Springer VS.
- Seehaus, R. (2014). *Die Sorge um das Kind: Eine Studie zu Elternverantwortung und Geschlecht*. Opladen/Farmington Hills: Barbara Budrich.
- Seiffge-Krenke, I., & Schneider, N. F. (2012). *Familie – nein danke?! Familienglück zwischen neuen Freiheiten und alten Pflichten*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Seithe, M., & Heintz, M. (2014). *Ambulante Hilfe zur Erziehung und Sozialraumorientierung. Plädoyer für ein umstrittenes Konzept der Kinder- und Jugendhilfe in Zeiten der Nützlichkeitsideologie*. Opladen/ Berlin/Toronto: Barbara Budrich.
- Sennett, R. (1998). *Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus*, Berlin: Berlin-Verl.
- Shell Deutschland Holding (Hrsg) (2010). *Jugend 2010. Eine pragmatische Generation behauptet sich*. Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch Verlag.
- Simon, S. (2018). Belastete Kindheit – belastete Kinder? Kindheitskonstruktionen im Kontext prekären Aufwachsens. In: I. Kaul, D. Schmidt & W. Thole (Hrsg.), *Kinder und Kindheiten. Studien zur Empirie der Kindheit. Unsicherheiten, Herausforderungen und Zumutungen* (S.13-32). Wiesbaden: Springer VS.
- Statham, J., & Chase, E. (2010). *Childhood Wellbeing: A brief overview*. In: Briefing Paper 1. Childhood wellbeing Research Centre. www.gov.uk/government/uploads/system/uploads/attachment_data/file/183197/Child-Wellbeing-Brief.pdf. [Zugegriffen: 13.12.2016]
- Steiner, C. (2018). Immer mehr, immer länger, immer höher? In: A. Lange, H. Reiter, S. Schutter & C. Steiner (Hrsg.), *Handbuch Kindheits- und Jugendsoziologie* (S.111-135). Wiesbaden: Springer VS.
- TARKI (2010). *Child poverty and child well-being in the European Union. Report prepared for the DG Employment, Social Affairs and Equal Opportunities (Unite E.2) of the European Commission*, Budapest. http://www.tarki.hu/en/research/childpoverty/tarki_chwb_mainreport_online.pdf%20und%20tarki%202010 \t "_top [Zugegriffen 25.12.2018]
- Thompson, C. (2018). Wirksamkeit als Motor und Anspruch der Veränderung. In: K. Jergus, & C. Thompson (Hrsg.), *Autorisierungen des pädagogischen Selbst. Studien zu Adressierungen der Bildungskindheit* (S.49-89). Wiesbaden: Springer VS.
- Thompson, C. (2015). Eltern als ‚Bildungsunternehmer‘. Zur Ausweitung und Radikalisierung optimiertoptimierender Bildung. In: *psychosozial*, 141 (3), 13-26.

- Toppe, S. (2010). Care - Ethik und Bildung – Eine neue 'Ordnung der Sorge' im Rahmen von Ganztagsbildung? In: V. Moser & I. Pinhard (Hrsg.), *Jahrbuch Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft. Care – Wer sorgt für wen?* (S.69-87). Opladen/Farmington Hills: Barbara Budrich.
- Trotha, T. v. (1982). Zur Entstehung von Jugend. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 34 (2), 254-277.
- Tschöpe-Scheffler, S. (2005). Unterstützungsangebote zur Stärkung der elterlichen Erziehungsverantwortung oder: starke Eltern haben starke Kinder. In: *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation*, 25 (3), 248-262.
- UNICEF Office of Research (2017). 'Building the Future: Children and the Sustainable Development Goals in Rich Countries', *Innocenti Report Card 14*, Florence: UNICEF Office of Research https://www.unicef-irc.org/publications/pdf/RC14_eng.pdf [Zugegriffen: 25.12.2018]
- UNICEF Office of Research (2016). 'Fairness for Children: A league table of inequality in child well-being in rich countries', *Innocenti Report Card 13*, Florence: UNICEF Office of Research https://www.unicef-irc.org/publications/pdf/RC13_eng.pdf [Zugegriffen: 25.12.2018]
- UNICEF Office of Research. (2013). *Child well-being in rich countries: A comparative overview (Innocenti Report Card 11)*. Florence: UNICEF Office of Research. https://www.unicef-irc.org/publications/pdf/rc11_eng.pdf .[Zugegriffen: 25.12.2018]
- UNICEF (2012). *Konvention über die Rechte des Kindes*. <https://www.unicef.de/blob/9364/a1bbed70474053cc61d1c64d4f82d604/d0006-kinderkonvention-pdf-data.pdf> [Zugegriffen: 25.12.2018]
- UNICEF (2011). *Kinder haben Rechte*. <https://www.unicef.de/blob/9404/b80b0222556588a905af67e84edf6599/i0079-2013-kinder-haben-rechte-01-pdf-data.pdf> [Zugegriffen: 25.12.2018]
- Voß, G. G. (2010). Auf dem Weg zu einer neuen Verelendung? Psychosoziale Folgen der Entgrenzung und Subjektivierung von Arbeit. In: *Vorgänge. Zeitschrift für Bürgerrechte und Gesellschaftspolitik*, 49 (3), 27-37.
- Voß, G. G. (2000): Unternehmer der eigenen Arbeitskraft. Einige Folgerungen für die Bildungssoziologie. In: *Zeitschrift für Soziologie und Erziehungssozialisation*, 20 (2), 149- 166.
- Walper, S., & Stemmler, M. (2013). Eltern als Bildungsvermittler für ihre Kinder stärken. Das Bundesprogramm ‚Elternchance ist Kinderchance‘ und seine Evaluation. In: L. Correll & J. Lepperhoff (Hrsg.), *Frühe Bildung in der Familie. Perspektiven der Familienbildung* (S. 21-46), Weinheim/Basel: Beltz Juventa.
- Waterstradt, D. (2018). Nationsbildung, Macht, Elternschaft. Zum hierarchischen Zusammenhang der Entwicklungsprozesse von Nation und Elternschaft – am Beispiel Deutschlands. In: K. Jergus, J. O. Krüger & A. Roch (Hrsg.), *Elternschaft zwischen Projekt und Projektion. Aktuelle Perspektiven der Elternforschung* (S.31-47). Wiesbaden: Springer VS.

- Waterstradt, D (2016). Prozesstheorie der Elternschaft. Grundlage zur Reflexion und Offenlegung von Elternschaftskonzepten in Forschung und Berufspraxis. In: *Journal für Psychologie*, „Elternschaft als relationale Praxis“, 24 (01). <https://www.journal-fuer-psychologie.de/index.php/jfp/article/view/391/427> [Zugegriffen: 25.12.2018]
- Watson, D. Clark, L. A., & Tellegen, A. (1988). Development and validation of brief measures of positive and negative affect: The PANAS scales. In: *Journal of Personality and Social Psychology*, 54(6), 1063-1070.
- World Health Organisation (2014). *Basic Documents. Forty-eighth edition. Including amendments adopted up to 31 December 2014*. Italy: WHO Press.
- World Health Organisation (2013). *Europäischen Gesundheitsbericht 2012: Ein Wegweiser zu mehr Wohlbefinden*. Kopenhagen: WHO Regional Office for Europe. <http://www.euro.who.int/de/publications/abstracts/european-health-report-2012-charting-the-way-to-well-being-the.-executive-summary/report-by-chapters/chapter-3.-how-we-are-getting-there-and-what-we-value-the-case-for-measuring-well-being> [Zugegriffen: 25.12.2018]
- World Vision Deutschland e.V. (Hrsg.) (2018). *Kinder in Deutschland 2018. 4. World Vision Kinderstudie*. Weinheim/ Basel: Beltz Verlag.
- World Vision Deutschland e.V. (Hrsg.) (2013). *Kinder in Deutschland 2013. 3. World Vision Kinderstudie*. Weinheim/ Basel: Beltz Verlag.
- World Vision Deutschland e.V. (Hrsg.) (2010). *Kinder in Deutschland 2010. 2. World Vision Kinderstudie*. Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch Verlag.
- World Vision Deutschland e.V. (Hrsg.) (2007). *Kinder in Deutschland 2007. 1. World Vision Kinderstudie*. Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch Verlag.
- Zapf, W. (1993). Entwicklung und Sozialstruktur moderner Gesellschaften. In: H. Korte & B. Schäfers (Hrsg.), *Einführung in die Hauptbegriffe der Soziologie* (S. 251-265). Opladen: Leske + Budrich.
- Ziegler, H. (2011). Soziale Arbeit und das gute Leben – Capabilities als sozialpädagogische Kategorie. In: C. Sedmak, B. Babic, R. Bauer & C. Posch. (Hrsg.), *Der Capability-Approach in sozialwissenschaftlichen Kontexten* (S.117-139). Wiesbaden: Springer Verlag.

9. Übersicht über die Bestandteile der kumulativen Dissertation

- Ecarius, J, Berg, A., Serry, K, & Oliveras, R. (2017). Spätmoderne Jugend – Erziehung des Beratens – Wohlbefinden. Wiesbaden: Springer VS.
- Ecarius, J. Berg, A., & Oliveras, R. (2019). Gibt es eine neue Erziehung in der Familie? Konturen einer Erziehung des Beratens. In: Zeitschrift für Pädagogik, (1), S. 95-120 (peer reviewed).
- Oliveras, R. (2019). Freiheit in Grenzen: Erziehungsratgeber als Subjekt-Schulung. Ein Beispiel. In: Soziale Passagen (peer reviewed).
- Oliveras, R., & Berg, A. (i. Vorb.). Familie und Wohlbefinden. In: Ecarius, J. & Schierbaum, A. (Hrsg.). Handbuch Familie.
- Oliveras, R., Ecarius, J., & Berg, A. (2019). Jugendliches Wohlbefinden in der Spätmoderne: Wie selbstzufrieden sind Jugendliche und wie blicken sie in ihre Zukunft? In: Zeitschrift für Sozialpädagogik (peer reviewed).